

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Barackenleben**

**Hesekiel, Ludovica**

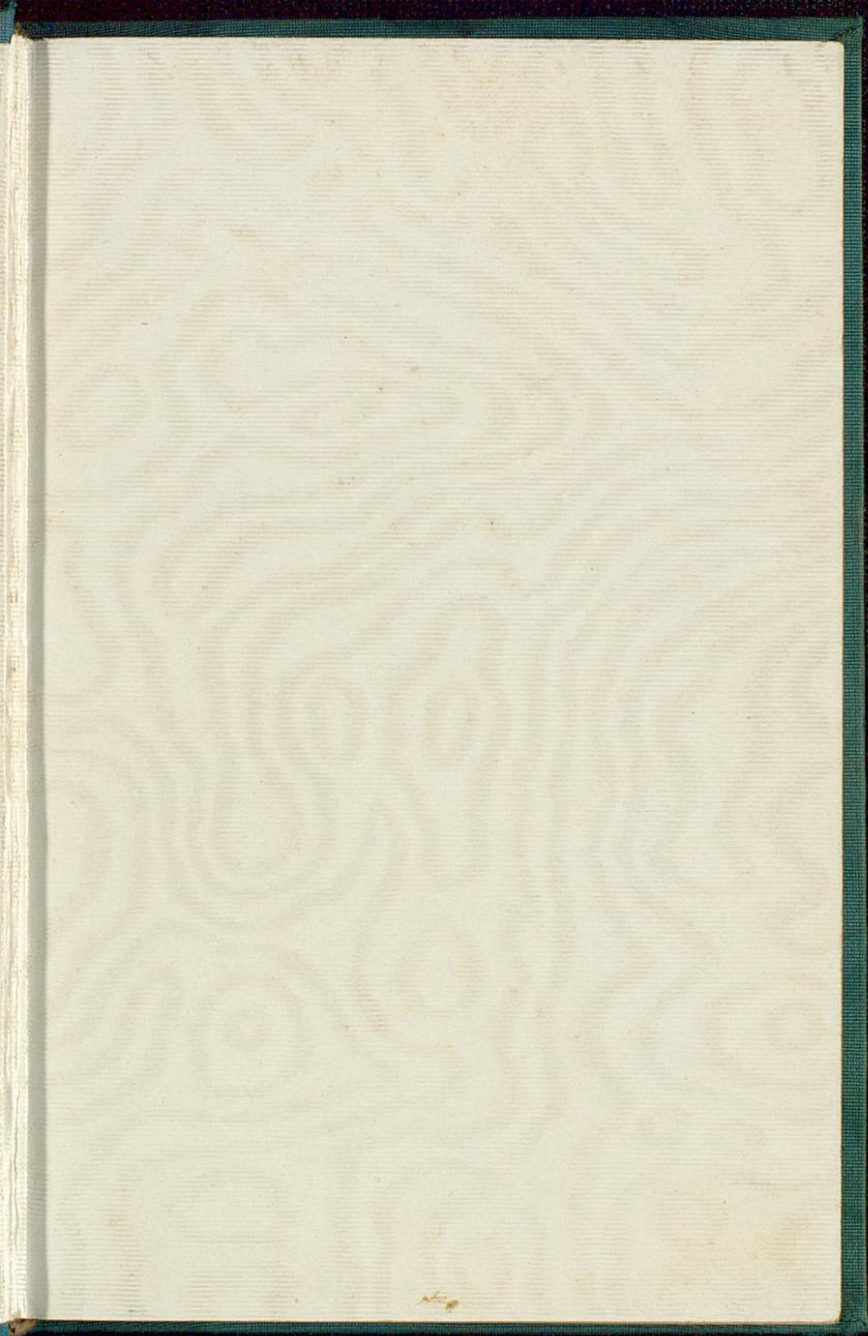
**Berlin, 1872**

[urn:nbn:de:bsz:31-78954](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-78954)



Barackenleben  
von  
Ludovika Hefekiel











Barackenleben.

---

Im Verlage von  
**Otto Janke in Berlin**

sind ferner folgende Werke erschienen und durch alle  
Buchhandlungen zu beziehen:

**Hefekiel, Ludovica, Eine brandenburgische Hofjungfer. Roman. 3 Bände.  
Geh. 2 Thlr.**

**Hefekiel, Ludovica, Leny Schadewacht. Hist. Roman. 3 Bde. 8. Geh. 4 Thlr.**

---

**Hefekiel, George, Vaterländische Romane. 4 Bände. 8. Geh. 4 Thlr.**

Inhalt: I. Vor Jena. 2. Auflage. 1 Thlr.

II. Von Jena nach Königsberg. 2. Auflage. 1 Thlr.

III. Bis nach Hohenzietz. 2. Auflage. 1 Thlr.

IV. Stille vor dem Sturm. 2. Auflage. 1 Thlr.

**Hefekiel, George, Neue schlichte Geschichten. 2 Bde. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.**

Inhalt:

1. Bb.: Aglaë. — Frobenia. — Fine lame et belle fourchette. — La  
Freule. — Die Morbnacht von Heidellst. — Herr Bartusch.  
— Die Wittve Lautenspihl. — Ernst Christoph August von  
der Safla.

2. Bb.: Sagaste. — Todesahnung. — Morgenstern's erste Liebe. —  
Der Bär von Berlin. — Frey Scheffelhut. — Eilman  
Wibber. — Hans Joachim. — Fräulein Juliane Ludovike. —  
Königin Friederike.

**Hefekiel, George, Refugirt und Emigrirt. Eine brandenburgisch-französische  
Geschichte. 3 Bände. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.**

**Hefekiel, George, Schellen-Moritz. Histor. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr.**

**Hefekiel, George, Zwei Königinnen und ein Simolin. Historische Novelle.  
8. Geh. 20 Sgr.**

# Barackenleben.

— ∞ —  
Skizzen

aus dem Berliner Militair-Lazareth

1870—1871

von

Ludovika Hefekiel.



Berlin, 1872.

Verlag von Otto Zanke.

98 B 78967



## Inhalt.

	Seite
I. Wie wir oben ankamen . . . . .	1
II. Wie die ersten Züge eintrafen . . . . .	13
III. Der erste Todte . . . . .	19
IV. Ein Tag aus dem Leben einer Baracken-Dame . . . . .	26
V. Geburtstag im Lazareth . . . . .	43
VI. Am Tage nach Sedan . . . . .	43
VII. Wie wir der Königin Geburtstag feierten . . . . .	56
VIII. Wie ein Württemberger nur von Medicin lebte . . . . .	62
IX. Auch Eine von den „Himmelblumen“ . . . . .	65
X. Wie Alles verkehrt ging . . . . .	74
XI. Wie eine Mutter ihren Sohn besuchte . . . . .	80
XII. Aus einer Passanten Baracke . . . . .	86
XIII. Friß Reuter in den Baracken . . . . .	94
XIV. Von einem amerikanischen Doctor und einem einzigen Deutschland . . . . .	100
XV. Ein böser Irrthum . . . . .	105
XVI. Wie die Weihnachtslichter brannten . . . . .	109
XVII. Von der Königin . . . . .	118
XVIII. Kindtaufe . . . . .	123
XIX. Unsere Gefangenen . . . . .	132
XX. Wie man in den Baracken Mittag speist . . . . .	137
XXI. Wie es Frieden ward . . . . .	146
XXII. Wie Johann Pomeranzen holte . . . . .	152
XXIII. Ein Gang durch die Baracken . . . . .	156
XXIV. Schwere Wege . . . . .	174
XXV. Königs Geburtstag . . . . .	181
XXVI. Besuch in den Baracken . . . . .	188
XXVII. Bilder und Scenen aus einem Wäsche-Depot . . . . .	194
XXVIII. Blätter aus meinem Tagebuche . . . . .	212
XXIX. Unter Erwürmern . . . . .	221
XXX. Schluß . . . . .	229

Eudovica Gesekiel, Barackenleben.



## I.

### Wie wir oben ankamen.

Sie waren vorbei, jene unvergeßlichen Juli-Tage, in denen die alte Preußen-Treue so mächtig aufgelebt war, daß sie Alles mit sich fortriß, soweit deutsches Wort erklang und deutsch gebetet wurde für die große Sache, die nicht mehr allein Preußen, die ganz Deutschland anging. Sie ist noch zu frisch und lebendig in Aller Erinnerung, jene wunderbar gewaltige Zeit, als daß es nöthig wäre, sie zu schildern. Der König war seinem treuen Heere nachgezogen, die Siegesbotschaften von Wörth und Weißenburg flogen durch ganz Deutschland, alle Augen waren auf den Kriegsschauplatz gerichtet, alle Gedanken weilten dort draußen, die Herzen schlugen höher, aber auch banger, denn der erste Sieg mußte auch die ersten Verluste bringen; neben die Arbeit auf dem Felde der Ehre mußte die Arbeit in den Lazarethen treten. Man hatte diesen Fall vorgesehen, überall waren die Lazarethe schon eingerichtet, in allen Städten und Dörfern arbeiteten

Frauen und Mädchen an den zahllosen Gegenständen, die zum Verbande nöthig sind; Officiere, die vor Jahren schon den Abschied genommen, meldeten sich als Lazareth-Commandanten, Aerzte wurden gerufen oder kamen freiwillig, Diakonissen und Krankenwärter im Voraus angestellt, Frauen aus allen Ständen erklärten sich bereit als Helferinnen einzutreten. Das Centrum all' dieser Bestrebungen war Berlin, die Casernen wurden in Lazareth verwandelt — aber noch war es nicht so weit.

Eine fieberhafte Aufregung hatte sich der Frauenwelt in der Hauptstadt bemächtigt, die großen Frauen-Vereine, die sonst für Arme und Kranke arbeiteten, widmeten ihre ganze Kraft dem Heere. Wochenlang waren Hunderte, nein Tausende, von Frauen in den großen Räumen der Ingenieur-Schule, des Central-Depots, der Markthalle und der Ministerien von Morgens bis Abends mit Anfertigen von Verbandzeug, Zuschneiden von Hemden und Jacken u. dgl. beschäftigt. Und eine schwere, mühselige Arbeit war's! Tag für Tag in alter oder auch in neuer Leinwand herumkramen, Charpie zupfen, Hemden zuschneiden, es ist eine langweilige, geisttödtende Beschäftigung für Solche, die gewohnt sind ihr Interesse von anderen Dingen gefesselt zu sehen. Gerade durch ihr ewiges Einerlei, ihre trostlose Eintönigkeit wurde die Arbeit in den Depots

zu einer wirklichen Aufopferung. Viele, viele der dort Arbeitenden haben zuweilen leise geseufzt, aber der Gedanke an König und Vaterland, an das Heer, in dem Männer, Väter und Brüder dienten, ließ sie treu ausharren in einer Thätigkeit, die anscheinend unscheinbar, in That und Wahrheit aber höchst nothwendig, also recht weiblich war. Anfänglich war die Zahl der in den Depots arbeitenden Damen eine sehr große, sie verminderte sich, als die Lazarethe sich füllten; auch wir sahen den Tag näher kommen, der uns der Bestimmung entgegen führte, die wir uns zu Anfang des Krieges erbeten hatten. Schon in den Juli-Tagen hieß es: „Das Kgl. Kriegs-Ministerium wird ein Baracken-Lazareth errichten!“ und in diesem Baracken-Lazareth sollten wir den grauen Schwestern, denen die eigentliche Pflege anvertraut war, als helfende Damen zur Seite stehen.

Ich gestehe ehrlich, daß ich keine Ahnung davon hatte, was ein Baracken-Lazareth sei, als in der ersten Conferenz Frau von R., die Vorsteherin der freiwilligen Krankenpflege für das von uns zu übernehmende Lazareth, über unsere Eintheilung sprach und uns unsere Instruction vorlas; es kümmerte mich auch nicht weiter, Frau von R. hatte mir gesagt, es sei Arbeit genug für mich in den Baracken, das Uebrige mußte sich ja finden. Uebri-

gens erregten die Baracken von vornherein eine große Theilnahme im Volk sowohl wie in der Gesellschaft, überall wurde davon gesprochen, vielfach die Köpfe geschüttelt, denn es war etwas Neues bei uns, Kranke und Bleibirte in hölzerne luftige Gebäude zu legen und durch fortwährende Ventilation dem Krebschaden aller Lazarethe, der Verpestung der Luft und ihren bösen Folgen, dadurch vorzubeugen. Es gab zwei große Parteien in der Stadt, die Eine war dafür, die Andere dagegen. „Ja, wenn wir im Süden wären“, hieß es vielfach, „aber wir gehen dem Herbst entgegen, Sturm und Regen werden die Leute umbringen.“ Selbst die Aerzte waren getheilter Meinung.

In drei Wochen sollte der Bau, dessen Plan vor uns lag, beendet sein, wir dann Alles für den Empfang Verwundeter einrichten und dann unser Werk beginnen. Wir sehnten den Tag herbei, es verlangte uns nach einer wirklichen Thätigkeit im Dienst des Vaterlandes, dazu kam eine leise Neugierde, was es denn eigentlich sein möge um diese vielbesprochenen Baracken.

Endlich erging der Ruf an uns.

An einem trüben August-Morgen fuhren die pflegenden Damen zum ersten Mal in dem gemeinschaftlichen Omnibus, der seitdem mit uns so oft denselben Weg gemacht hat, zum ehemaligen Hallischen Thor hinaus.

Ganz eigene Gefühle zogen durch unsre Seelen; auf dem Belle-Alliance-Platz die Victoria stand so siegesstolz im Morgenlicht, sie durfte auch stolz sein, brachte doch jeder Tag fast eine neue Siegestunde. Aber auch der Ernst des Krieges machte sich schon fühlbar, Einzelne meiner Gefährtinnen trugen bereits damals Trauerkleider. Einen seltsamen Eindruck gewährte die Caserne des 1sten Garde- Dragoner-Regiments, an der wir vorbei mußten, sie stand leer — unsere „Himmelblauen“ waren ja in Frankreich und pflückten reiche Lorbeeren. Beim Anblick der beiden kleinen Knaben, die mit der Schulmappe auf dem Rücken, die himmelblauen Dragonermützen mit dem rothen Streifen auf den zarten Stirnen, Hand in Hand zur Schule gingen und uns seitdem jeden Morgen dicht bei der Caserne begegneten, wurden unsere Augen feucht; ihr Vater hatte auch zu den „Himmelblauen“ gehört, bei Mars la Tour hatte ihn die tödtliche Kugel getroffen, mit ihm war der einzige Bruder seiner Gemahlin gefallen. Die beiden kleinen Söhne des Grafen W. waren unsern Augen ent- schwunden, langsam fuhren wir jetzt den „Kreuzberg“ hinan. Rechts und links lagen einzelne Villen, in dem sehr gewagten, aber nicht immer geschmackvollen Styl unserer Tage, endlich bogen wir um eine Ecke, auf einem entsetzlich schlechten Wege ging es vorwärts. Uns zur

Rechten lag das wunderbar schöne gothische Denkmal, das Friedrich Wilhelm III. dem Andenken seiner Getreuen geweiht hat. Am Denkmal eines großen Krieges fuhren wir vorbei, um den Opfern eines andern, nicht minder großen und heiligen, Hülfe zu bringen. Und da lag denn auch unser Ziel vor uns.

Eine hölzerne Stadt hatten sie mit märchenhafter Geschwindigkeit aufgebaut auf dem weiten sandigen Terrain zwischen dem uralten Tempelhof mit seiner kleinen Kirche, die die älteste ist in Brandenburgischen Landen und an der noch das Tempelkreuz zu sehen ist, zum Zeichen, das der Ort und die Kirche einst Eigenthum jenes mächtigen Ordens.

Wunderlich genug sahen diese hölzernen Häuser aus, die wie empor gewachsen schienen aus dem Boden, darauf sonst die Garnison von Berlin ihre Uebungen und Manövers hielt. Wirklich tauchten auf der andern Seite weiße Gestalten hoch zu Roß auf, es waren aber keine Berliner, sondern pommerische Guirassiere, die damals auf dem Durchmarsch in Berlin lagen und hier oben manövirten. Die tiefe Stille, die auf der Landschaft lag, unterbrach zuweilen das schwache Echo eines Kanonenschusses, der aus weiter Ferne herkam und Artillerie-Übungen ankündigte. Wir hatten das Alle in Friedens-

zeiten oft gehört und gesehen, im Kriege aber achtet man mehr noch darauf, und es war mir immer, als müßten die alten Kiefern, die, am Rande des Horizonts auftauchend, die „Hafenhaide“ abgrenzten und über denen der ihnen eigene graue Duft schwebte, sich in Bewegung setzen und nach dem Trompeten-Signal, das eben herüber tönte, gerade auf uns los marschiren.

Aber die Kiefern kamen nicht und wir fuhren mitten hinein in die hölzerne Stadt. Ganz fertig war der Bau derselben doch noch nicht, denn überall wurde geklopft, gehämmert, gesägt, geschrien, so daß eigentlich ein Höllenslärm herrschte. Zunächst betrachteten wir natürlich die Baracken selbst. Fünfzehn hölzerne Häuser mit schrägem Dach, auf jeder Seite einer Reihe Fenster und zwei sich gegenüberliegenden Thüren, bildeten ein Dreieck, die offene Seite desselben wurde von drei Gebäuden eingenommen, deren Fronten parallel mit einander liefen; es waren das Verwaltungsgebäude, die Wirthschaftsräume und der Operationsaal mit der Apotheke. — Diesen fünfzehn Baracken gegenüber lag ein ebensolches Dreieck, dahinter ein drittes, es waren die Complexe, welche die Stadt Berlin und der große Hilfs-Verein zum Besten Verwundeter hatte errichten lassen. Wir hatten nur mit den ersten fünfzehn zu thun und besichtigten die einzelnen Baracken. Sie waren sich alle

gleich. Durch die vordere Thür trat man in einen kleinen Flur, rechts von demselben lag zunächst eine etwas enge Küche, die aber mit Gas und Wasserleitung versehen war. Die Röhren der Letzteren liefen unmittelbar in den nächsten Raum, der zum Badezimmer bestimmt war. Auf der linken Seite lag die Montirungskammer und ein helles, kleines Zimmer, das der pflegenden Dame zum Aufenthalt und zum Depot für Wein, Wäsche und alle die kleinen Vorräthe dienen sollte, die im Laufe des Tages nothwendig sein würden. Ein Vorhang aus Leinwand oder Segeltuch schloß diesen Flur von dem eigentlichen Krankensaal ab, in dem auf jeder Seite, unmittelbar unter den Fenstern, fünfzehn eiserne Feldbettstellen standen. Zwischen je zwei Betten war hinreichend Raum für ein Nachttischchen, und in der Mitte des Saales blieb ein ziemlich breiter Gang frei. Erhellte wurde der Raum durch Gas, mit dessen Anbringung man in den meisten Baracken noch beschäftigt war.

Nun wußten wir doch von ungefähr, was man sich bei dem Worte Baracke zu denken hatte, und wollten nun an die Arbeit des Einrichtens und Auspackens gehen, denn die großen Meubles-Wagen mit dem Küchengeräth, den Kisten voll Wäsche, den hundert und tausend Dingen, die für die Einrichtung eines Lazareths nothwendig sind, waren uns auf dem Fuße gefolgt.

Leider ging es damit nicht so schnell, wie wir gehofft hatten; am wenigstens störte es uns, daß Einzelne von uns sich ganz fremd waren, wir hatten gerade an jenem ersten Tage Zeit genug uns kennen zu lernen, denn in jedem Raum, in den wir traten, waren Handwerker beschäftigt und wir mußten sie erst ihre Arbeit beenden lassen. Endlich, endlich konnte man in den Wirthschafts- und Verwaltungsgebäuden, in denen unser Wäsche-Depot lag, mit der Einrichtung beginnen. Zimmer- und Bauleute, Gas- und Wasserleitungs-Arbeiter schlugen mit ihren Hämmern den Tact dazu.

Es war aber doch ein rühriges, lustiges Treiben; die Damen richteten sich mit den Meubles, die sie von Haus mitgebracht hatten, ihre kleinen Depots ein, in der Küche wurden Nägel eingeschlagen, Küchengeräth aufgestellt, und wir malten uns aus, wie hübsch es sein würde, wenn erst unter den großen Kesseln das Feuer brenne und die Köchin mit ihren Küchenmägden unter unserer Leitung hier kochen würde. Gegen Abend saßen wir todtmüde miteinander auf einer hölzernen Bank in der Küche und Eine schaute der Anderen besorgt ins Gesicht, während draußen der Regen in schweren Tropfen niederfiel. „Wir werden uns müssen ein paar Extra-Beine anschaffen“, bemerkte eine der Damen, „die Entfernung der Baracken

von den Küchen- und Verwaltungs-Räumen, aus denen wir Alles holen sollen, was für unsere Kranken nöthig ist, ist weit und die etwaigen Wärter wird man auch nicht immer schicken mögen.“

„Die ganze Herrlichkeit wird nicht lange dauern“, bemerkte eine Andere, „wenn das Regenwetter anhält, sind ja die Wege grundlos.“ „Es werden Bretter von einer Baracke zur andern gelegt,“ meinte eine dritte, „oder vielleicht baut man einen verdeckten Gang wie in Amerika.“

Dies Letztere wollte keine von uns glauben, indessen wir hatten uns freiwillig entschlossen, hierher zu kommen und hatten auch guten Muth, obwohl uns gleich am ersten Tage die Schwierigkeiten des Ganzen in die Augen fielen.

„Wenn's friert, müssen wir einpacken,“ meinte eine Dame, denn ohne Wasser und Gas, wie sollen wir kochen, und ich habe mir sagen lassen, Beides fröre bei 2 Grad Kälte ein.“ — Wir haben nachher bei 23 Grad Kälte oben gekocht, freilich unter Mühsal und Beschwerden.

„Gewiß,“ bemerkte ich, „und denken Sie sich einmal dem ganzen Platz voll Schnee, dann ist es doch eine Unmöglichkeit hier oben auszuhalten.“ Als später der Schnee fußhoch lag und sich doch ein Weg fand, bin ich vielfach mit jenem Wort geneckt worden. Uebrigens wars uns damals auch nicht so ernst mit dem nicht aus-

halten, im Gegentheil, als wir erst so nothdürftig fertig waren mit unserer Einrichtung, war unser höchster Wunsch, es möchten bald Pfleglinge für uns eintreffen, damit wir an unsere eigentliche Arbeit gehen könnten.

Seltamerweise wurden wir von vielen Seiten mit Mißtrauen empfangen; die weibliche Krankenpflege hatte auch zu Anfang dieses Krieges viele Gegner, nirgends aber mehr als im Volke, namentlich da, wo vornehme Damen an ihr Theil hatten. Deshalb richteten sich von vornherein viel mißtrauische Blicke auf unser Baracken-Lazareth, das kurzweg das „Gräfinnen-Lazareth“ hieß, weil allerdings außer einer ganzen Anzahl bürgerlicher Damen zufällig auch fünf Gräfinnen in demselben pflegten. An jenem ersten Tage nun, als wir müde und hungrig auf unserer Bank saßen, fanden wir endlich einen Augenblick Zeit, ein Stückchen Butterbrod zu uns zu nehmen, was zwei vor den Fenstern des Küchengebäudes vorübergehende Frauen zu der Bemerkung veranlaßte: „Da sieht man's, wozu die Vornehmen herkommen, zum essen und trinken.“ Wir haben ihnen ein schallendes Gelächter nachgeschickt, was sie sicher noch mehr erbittert hat, aber es wäre uns unmöglich gewesen, ernsthaft zu bleiben. Die fortwährende Gegenwart müßiger Zuschauer, die ungehindert Zugang hatten, da der Zaun, welcher die Baracken abschloß

sollte, noch nicht ganz fertig war, gehörte auch zu den Unnehmlichkeiten jener ersten Tage.

Die Anklage über Essen und Trinken hatten wir kaum verwunden, und zwei oder drei von uns standen eben in der Küchentür, um sich nach einer Fahrgelegenheit umzusehen, die uns bei dem immer heftiger werdenden Regen nach Hause brachte, da wir den Omnibus hatten zurückfahren lassen um doch etwas fertig zu machen, als eine Frau auf uns zutrat, sich als freiwillige Krankenpflegerin anbot und jeden Platz ausfüllen wollte, „nur keinen, bei dem man herumsteht,“ setzte sie mit einem giftigen Seitenblick auf uns hinzu. Wir haben ihr keinen Platz angeboten und über ihre Schulter hinweg rief sie einem Manne der ihr entgegen kam, zu: „Sie wollen mich nicht, ich konnte es mir denken, sie können hier nur Gräfinnen gebrauchen.“ Inzwischen hatten wir wirklich eine Fahrgelegenheit erhalten, einer von unseren Meubles-Wagen fuhr leer zurück und nahm uns bis zum nächsten Droschkenhalteplatz mit.

Grau und unfreundlich lag der Himmel über dem Kreuzberge, hinter dem die hölzerne Stadt unseren Blicken entschwunden war, aber wir hatten doch frischen Muth, und der hat uns eigentlich nie verlassen, so lange wir dort oben wirkten.

## II.

### Wie die ersten Büge eintrafen.

Mit jedem Tage bekamen unsere Baracken mehr und mehr das Ansehen einer in sich abgeschlossenen, für sich bestehenden Stadt; sie erhielt ihre Garnison, das heißt eine Wache von 30 Mann, ferner eine Telegraphen-Station, eine Feuerwehr; eine Zimmerwerkstätte ward aufgeschlagen, so daß auch die Handwerker nicht fehlten, und die Bewohner mehrten sich von Tage zu Tage; der militärische Commandant übernahm das Commando, die Inspectoren und andere Verwaltungsbeamte vervollständigten sich, Aerzte trafen ein, die grauen Schwestern richteten sich in ihren kleinen Stübchen ein, Wärter wurden angenommen. Für jede Baracke wurde eine graue Schwester, ein ordinirender und ein Assistenz-Arzt bestimmt, die Zahl der Damen für jede Baracke war verschieden; da nicht Alle so unabhängig waren, den Dienst täglich versehen zu können, wechselten zwei oder auch drei Damen ab. Außerdem sollte ein ordinirender Arzt und zwei

Assistenten abwechselnd da jour haben und dann auch draußen schlafen, weil während der Nacht das Lazareth nicht ohne Arzt sein konnte; kurz es war alles bereit, nur die eigentlichen Bewohner kamen noch immer nicht. Und es war in vieler Hinsicht recht gut, denn schließlich kamen sie doch zu früh. So schnell der äußere Bau der Baracken vollendet worden war, mit so unglaublicher Langsamkeit ging ihre innere Einrichtung vor sich; zum großen Theil kam es daher, daß die heut noch bei einer Arbeit beschäftigten Männer morgen die Einberufungsordre erhielten und sich dann schwer ein Ersatz fand. Trotz alledem aber blickten wir sehnsüchtig den Schienenstrang hinunter, der sich von der Anhalter Eisenbahn gerade zwischen den drei Baracken-Gruppen hinzog, denn hier sollten die Verwundeten eintreffen.

Endlich hieß es: morgen wird ein Zug kommen, und wir haben am andern Morgen mit bange klopfenden Herzen auf dem Felde gestanden, es war schlechtes Wetter wie am ersten Tage, wir haben im ersten Monat überhaupt wenig Sonnenblicke gehabt.

Die Baracken, welche zuerst Kranke aufnehmen sollten, waren in Stand gesetzt, die Betten weiß überzogen, leise huschten die Gestalten der grauen Schwestern in ihren schwarzen Kleidern, den dunklen Schürzen und den weißen

Hauben, welche die stillen Gesichter umrahmten, hin und her, sie ordneten noch dies und jenes; auch sie harrten gespannt der Ankunft ihrer Pflegebefohlenen.

Endlich, endlich kam langsam, langsam der Zug heran, der Major, die Aerzte, die Inspectoren und Krankenträger besprachen die Unterbringung. Die Blessirten wurden auf die Bahre gelegt, langsam sahen wir sie nach der Baracke tragen. Wir sahen uns um, alle Gesichter waren bleich, stumm und traurig; eine große Enttäuschung war über uns gekommen. Das waren nicht unsere tapferen Soldaten, die ihr Leben eingesezt hatten für das unsere, denen wir nun danken wollten durch treue Pflege. Ein leises Murren ward hörbar, aber wir mußten es unterdrücken, denn oben auf dem Dache der Baracke wehte eine weiße Fahne und darin stand mahnend ein rothes Kreuz. Dies selbe Kreuz aber trugen wir auch am Arme, und auf dieses Kreuz blickte die Dame, die für die Baracke bestimmt war, in welche sie die Franzosen gelegt hatten, denn Franzosen waren es, das zeigten ihre Gesichter schon an. Die Dame aber, die mit gefalteten Händen und nassen Auges hinauf sah zu der Fahne mit dem rothen Kreuz, die war in tiefer Trauer und kämpfte einen harten Kampf. Vor wenigen Wochen war ihr einziger Bruder, der tapfersten Offiziere einer, so recht ein preußischer Held,

gefallen in der Schlacht gegen die Franzosen — möglich daß Einer von denen, die sie nun pflegen und warten sollte, die Kugel verschossen, die ihn getroffen — ein harter Kampf wars, aber die fromme feste Dame war sich ihrer Aufgabe klar bewußt. „In Gottes Namen denn!“ sagte sie und trat an die Betten, darein sie die Kranken gelegt. Nun folgten auch die Andern ihrem Beispiel, wir durften ja nicht anders, die Genfer Convention, zu der wir ja gehörten, verpflichtete uns dazu, die Genfer Convention und unseres Heilands Wort: „Liebet Eure Feinde!“ Die grauen Schwestern ahnten nichts von unseren Kämpfen, sie hatten für jeden Kranken dieselbe Sorgfalt, für sie gab es keine Nationen, kein Alter, für sie gab es nur Kranke. Freilich habe ich ihre stillen Augen ausleuchten sehen, wenn sie bemerkten, daß sich Einer mit dem Zeichen des Kreuzes segnete, sie also einen Glaubensbruder erkannt, mit dem beteten sie dann auch, aber nie habe ich gesehen, daß sie für Andersgläubige auch nur weniger freundliche Worte gehabt hätten.

So wenig glücklich uns also dieser erste Zug gemacht hatte, um so mehr gelang dies dem zweiten, der bald darauf eintraf; ja, das waren die Sieger von Wörth und Weißenburg, die Helden vom 16. und 18.; das waren

Gedanken anderer Art, die da beim Anblick dieser bleichen Gesichter durch unsere Seele zogen, das waren die, denen wirs schuldig waren, sie zu hüten und zu pflegen. Der erste blessirte Preuße, den ich in unsern Baracken gesehen und gesprochen, war ein Soldat vom 42. Regiment mit zerschmettertem Arm, der entsetzlich stöhnte über das laute Geschwätz dreier Franzosen, die in derselben Baracke lagen; er wurde sehr schnell aus dieser ihm sichtlich wenig angenehmen Gesellschaft entfernt und ist den Baracken sehr treu geblieben, treuer als es ihm lieb, denn es dauerte Monate, bis er außer Gefahr war. Es war ein braver Pommer, immer voll guten Muthes auch beim größten Leiden und dankbar für die Pflege, die ihm zu Theil wurde. Damen und Aerzte hielten große Stücke auf Bunde; als er im Januar 1871 entlassen wurde, entstand in der That eine Lücke. Und die Andern, die an jenem Tage kamen? Sie trugen die Helddenummern 64 und 35, 48 und 12, da war auch der gelbe Namenszug des Leibregiments, da waren Königs-Grenadiere und Biethen-Husaren, Allen stand's auf der Stirn geschrieben, daß sie gestritten und gelitten für König und Vaterland.

Nun waren wir auch endlich da angelangt, wohin wir uns gesehnt hatten, auf den Täfelchen über den Betten standen bald die Namen der Kranken und das Regiment, dem sie

angehörten und eine Thätigkeit begann, die lange, lange bis ins künftige Jahr hinein dauerte. Die Damen eilten mit Nahrungsmitteln und Wäsche hin und her; die Schwestern verbanden, die Aerzte waren am allergeschäftigsten, da wurde nachgesehen, untersucht und besprochen, ein Gedanke aber ging durch alle Herzen, sein Möglichstes zu thun, um Linderung und Heilung zu bringen denen, die ihr Leben nichts geachtet hatten im heiligen Kampfe auf französischer Erde.

---

### III.

#### Der erste Todte.

Aus seiner geliebten schlesischen Heimath hinweg hatte ihn der Ruf des Königs nach Frankreich geführt; der Abschied von Eltern und Geschwistern war ihm schwer geworden, denn er hing mit großer Liebe an seiner Familie, aber er hatte nicht einen Augenblick gezaudert, kampfesfreudig und todesmuthig war er hinausgezogen; er glaubte an Gottes Hilfe und die alte schwarz-weiße Fahne, wie so viele Tausende mit ihm; aber er sollte nur im ersten Act jenes gewaltigen, welterschütternden Dramas mitwirken, das sie jetzt den deutschen Krieg nennen, schon bei Wörth, an dem blutigen unvergeßlichen 6. August, setzte eine französische Kugel seiner kurzen Militairlaufbahn ein Ende. Er hatte beim Königs-Grenadier-Regiment gestanden; einem der hellsten Edelsteine in dem funkelnden Geschmeide, von dessen Blitzen den Franzosen zuletzt die Augen übergingen; als jene Depesche durch die Lande flog, in der der König ganz besonders dieses tapferen Regi-

ments gedachte, lag Schütz schon im Lazareth; heftige Schmerzen wechselten mit völliger Bewußtlosigkeit, er hatte nur einen Wunsch, nicht hier wollte er sterben, denn daß er sterben mußte, fühlte er, sondern in der Heimath. Wie er so da lag mit dem gräßlich verstümmelten Arm, da kam das Heimweh über ihn, diese brennende Qual der meisten Blessirten, und sie erfüllten ihn seinen Wunsch; ach, sie waren ja froh, wenn eine Stelle leer wurde in den Lazareth, denn die Verwundeten mehrten sich. Schütz wurde nach Deutschland geschickt und kam mit dem zweiten Zuge in die Baracken. Sehr bald zeigte es sich, daß, wenn man ihn retten wollte, eine Amputation nöthig wurde. In seiner stillen, geduldigen Art, die ihn von Anfang an auszeichnete, willigte er ein, und die Operation ging glücklich von Statten. Er war unglaublich schwach und lag meist mit weitgeöffneten dunkeln Augen schweigend da; an seine Pflegerin zeigte er eine große Anhänglichkeit, wenn sie ihm zuredete, aß und trank er auch, oder versuchte es doch wenigstens. Gern sah er den Geistlichen an seinem Bett und dann lächelte er auch zuweilen, ein Lächeln, das die Thränen aus den Augen trieb. Fragten wir nach seinem Ergehen, so antwortete er leise: „Es geht gut!“ — Dicht neben ihm lag ein ebenso schwer Kranker, der erst viel später nach langem Leiden unter

den heftigsten Kämpfen starb, ein Jäger vom 3. Bataillon, eine herbe, ungebeugte Natur, die sich wild aufbäumte gegen das Kreuz, das ihm auferlegt war und oft in unbändigem Trotz ausrief: „Was habe ich denn verbrochen, daß gerade ich so leiden muß.“ Dann deutete die pflegende Dame auf Schütz und sagte mir leise: „Bei dem möchte ich's eher fragen, warum muß dieser brave, gottergebene Mensch so aushalten?“ Ach, Menschen wissen es nicht, und Gottes Wege sind wunderbar geheimnißvoll. Schütz litt und duldete, wie wohl Wenige, aber nie hat er geklagt oder gemurrt, auch nicht in den langen, langen schlaflosen Nächten, wo Niemand ihn beobachtete, außer der Schwester Nothburga. Liebe, treue Schwester Nothburga, sie hat sechs lange Monate hindurch Tag und Nacht ihre Kranken gepflegt, wenn alle Welt sie schlafend glaubte, lag sie betend auf ihren Knien. Schwester Nothburga war eine Perle ihres Ordens; als sie in die Heimath gerufen wurde, folgten ihr nasse Augen und ein treues Gedenken. Immer war sie am Platze, still, unhörbar, sie sprach wenig, hatte aber doch eine gewisse Entschiedenheit; vor allen Dingen aber eine so glühende Frömmigkeit, daß selbst Andersdenkende sich achtungsvoll vor ihr beugen mußten. Ihr ganzes Sinnen und Denken war aufgegangen in Gott und in ihrer Krankenpflege; ihr einziger

Wunsch war droben zu sein. „Manchmal kann ich's gar nicht aushalten vor Sehnsucht nach meinem Heiland,“ sagte sie mir oft, „aber ich weiß, daß ich warten muß, bis Gott mich ruft, und ich warte.“ Von ihr konnte man wahrhaftig sagen, ihr ganzes Leben sei nur eine Vorbereitung zum Tode. Einmal fragte ich sie, ob sie sich denn nie hinausgesehnt habe in die Welt, die sie verlassen, da sah sie mich an mit ihren tiefen Augen und entgegnete: „Eigentlich sollte ich darauf keine Antwort geben, denn davon sprechen wir sonst nicht, aber das eine will ich Ihnen doch sagen: Ich habe an den Krankenbetten der reichsten und glücklichsten Menschen gestanden und nur Elend gesehen, Elend und Jammer, wo Andere glaubten, es sei nichts als Glück. Mich verlangt nicht nach der Welt!“ Und so dankbar war sie, wenn sie ihre Kranken recht erquicken und pflegen konnte. „Bezahl's Gott!“ sagte sie dann mit so heller Stimme, als sei ihr ein ganz besonderes Glück widerfahren. Den armen Schütz hat sie gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind nicht besser pflegen könnte; sie hatte auch meist ein Trostwort für ihn, wenn sein Leiden zu heftig wurde und er leise stöhnend ihr sagte, seine Hand thue ihm so weh; die arme zerschmetterte Hand, die schon in kühler Erde vergraben lag, und die er noch immer fühlte. Zuweilen,

wenn er auf den sorgfältig verbundenen Stumpf blickte, schimmerte eine Thräne in seinen Augen, aber er schrie und tobte nicht, er blieb still und ruhig. Dann aber ging es doch immer mehr abwärts, sein Gesicht nahm jene eigenthümlich gelbe Färbung an, die dem, der es gewohnt ist, mit Bleesirten umzugehen, mit tiefem Schreck erfüllt, sein Leiden erreichte den höchsten Grad, der Geistliche schrieb in seine Heimath, in Berlin hatte er keine Verwandte, als ein paar Cousinen, gutmüthige, stille Mädchen, die leise weinend an seinem Bette standen, helfen konnten sie auch nicht. Es war der Zeitpunkt gekommen, wo man ihm nichts mehr wünschen konnte, als baldige Erlösung, aber doch nahm er noch bei voller Besinnung das heil. Abendmahl. Am andern Morgen wurde mir, ich weiß nicht mehr von wem, eine Rose geschenkt, eine köstlich duftende Centifolie. Unwillkürlich dachte ich an Schütz und an die vielfachen Erzählungen von der Freude, die Rosen den meisten Sterbenden erregen. Als ich auf die Baracke kam, sagte mir die pflegende Dame, daß seine Minuten gezählt seien; ich trat an das Bett, seine Züge begannen sich bereits sichtbar zu ändern, das dumpfe Röcheln kündete den nahen Tod an, aber er sah die Rose, er streckte die Hand danach aus und sog den Duft begierig

ein, sein Mund konnte mir nicht mehr danken, aber den Blick seines Auges werde ich nie vergessen.

Etliche Stunden später bot die Baracke ein seltsam feierlich-trübes Bild dar. Rechts und links in den Betten haben sie sich aufgerichtet, eine gewaltige Aufregung kämpft auf all' den bleichen Gesichtern, aus vieler Augen rollen Thränen, fast Alle haben die Hände gefaltet, ein Unteroffizier vom Leibregiment mit zerschossenem Fuß liegt, tief über das schwarz gebundene Buch gebeugt, einen Psalm, selbst der wilde Jäger liegt still mit geschlossenen Augen. In einer Ecke des Saales ist durch einen Bettschirm ein kleines Gemach hergestellt, was darin vorgeht, ist mit Absicht den Blicken der Anderen entzogen, aber sie wissen es doch, sie wissen, daß da Einer heingeht, Einer, den sie doppelt lieb gewonnen um des Beispiels willen, das er ihnen gegeben. Worüber denken sie nach, die ernstesten Krieger? Sie fragen sich, ob es auch mit ihnen so kommen wird, oder womit sie es verdient haben, daß der Todesengel an ihnen vorbeigegangen. — Vor wenigen Minuten hat der Arzt mit dem Geistlichen den Kranken verlassen, es schien als wollte er einschlafen, aber er ist nicht eingeschlafen zu irdischem Schlummer, nein, das in solchen Dingen erfahrene Auge der Schwester sieht, daß der Tod an sein Lager tritt und sich nicht mehr abweisen

läßt. Noch einmal öffnet er die Augen, dann steht das Herz still. Die Schwester kniet nieder bei dem Todten, die Pflegerin mit ihr, leise sprechen sie ein Gebet, die Schwester drückt ihm die Augen zu und verkündet in ihrer milden ruhigen Weise den Andern den Tod ihres Kameraden.

Stille, tiefe Stille in der ganzen Baracke!

Eine halbe Stunde später trugen sie die Leiche des Braven hinaus, nach drei Tagen ruhte er in der Erde. Er war der Erste, leider nicht der Letzte, den der Tod abrief, trotz aller Pflege, trotz der gewissenhaftesten ärztlichen Behandlung, „Gottes Wege sind eben dunkel,“ steht in der Bibel, „aber Niemand hat größere Liebe, denn wer sein Leben läßet für die Brüder,“ und so schenke ihnen Gott eine fröhliche Auferstehung!

---

#### IV.

#### Ein Tag aus dem Leben einer Baracken-Dame.

Vor der Thür des Küchengebäudes hält der Omnibus; sein Inhalt besteht wie immer aus Damen, Packeten und Körben, die dermaßen in einander eingeschachtelt sind, daß ein Fremder gar nicht begreift, wie Alles Platz darin gefunden hat. Noch schwieriger ist es, aus dem wunderlichen Gefährt heraus zu kommen, ohne verschiedene Male über Säcke mit Zucker, Aepfelkörbe oder dergl. zu stolpern. Indessen macht es sich doch nach und nach: endlich hat Jede ihren Korb herausgefunden und eilt damit in ihre Baracke. Die Vorsteherin der Küche, eine Dame mit einem Namen, der auf allen deutschen Lippen schwebt, eilt mit ihrer Gehülfin, einem stillen blassen Mädchen, in die Küche. Rasch werden in dem kleinen Zimmer neben der Küche Mäntel und Hüte abgeworfen, dann geht es in die Vorrathskammer, wo die Küchenmädchen bereits die Hunderte von Butterbroden und Semmeln mit Fleisch belegt und in die großen Waschkörbe gethan haben. Denn

der Tag hat in den Baracken schon lange vor Ankunft der Damen angefangen; das Verbinden der Kranken ist bereits im vollen Gange, die Heilgehülfsen und Schwestern besorgen es unter Aufsicht der im Lazareth wohnenden Assistenz-Aerzte, und schon rollen die Wagen der ordinirenden Doctoren die Chaussee herauf.

Am lebendigsten aber wirds nun in der Küche. Von allen Seiten eilen Wärter und Damen herbei, mit Körben und Kannen. Am Heerde stehen die großen Kessel mitheißer Milch und dampfender Fleischbrühe; nach Wunsch der Damen werden die Kannen mit der einen oder andern Flüssigkeit gefüllt. Auf den langen hölzernen Tisch an der Fensterwand setzt jeder Wärter ein sauberes Präsentirtbrett von Blech nieder, das die Nummer der Baracke trägt. Dicht am Fenster sind fünfzehn Nägel eingeschlagen, über jedem steht abermals eine Zahl; an diese Nägel werden weiße Zettel befestigt, auf denen von der Dame die Anzahl Butterbrode und Semmeln verzeichnet ist, die sie zum Frühstück für ihre Kranken wünscht. Das junge blasse Mädchen zählt das Frühstück nach diesen Zetteln auf, sie sieht nicht rechts, nicht links, sondern ist so eifrig bei ihrer Arbeit, daß sie kaum von dem Geschwirr und Lärmen gestört wird, der etwa zwanzig Schritt von ihr in der Vorrathskammer herrscht. Hier haben die Damen

bei der Küchenvorsteherin alle ihre kleinen Wünsche für die Verpflegung ihrer Kranken anzubringen, während zugleich an die Wärter, gegen einen Zettel der Baraken-Dame Bier und Selterwasser für den laufenden Tag ausgegeben wird. Das spricht und ruft durcheinander, Jede möchte zuerst bedient werden, denn begreiflicherweise hat jede Eile, die Küchen-Damen aber nur zwei Hände. „Gnädiges Fräulein, ich möchte Zucker!“ „Gnädiges Fräulein, ich bitte um Sardellen!“ „Gnädiges Fräulein, ich brauche Citronen!“ Es ist kein Wunder, wenn das gnädige Fräulein zur Abwechslung einmal ungnädig wird und in längerer oder kürzerer Rede auseinandersetzt, daß sie nicht für Alle auf einmal da sein könne und außerdem auf die Wärter aufpassen müsse. Und doch findet sie noch Zeit, sich voll Theilnahme nach einem besonders schwer Erkrankten zu erkundigen, gleich darnach hat sie freilich wieder ihre liebe Noth, um einer Dame begreiflich zu machen, daß 30 Flaschen Bier täglich für 12 Kranke, die außerdem Wein bekämen, zu viel sei. Es gehört nämlich zu den hervorstechendsten Eigenschaften einer Baraken-dame, daß sie immer in Angst ist, nicht genug für ihre Leute zu bekommen; der Jammerruf: „ich reiche wahrhaftig nicht aus“, schwebt eigentlich stets auf ihrer Lippe. Es ist freilich kaum eine unangenehmere Situation zu

erdenken, als wenn man mit seinen Vorräthen nicht auskommt, das weiß aber Niemand besser als die Küchen-Dame, darum hütet sie sich, im Einzelnen zu reichlich zu geben, um dem Ganzen gerecht werden zu können. Endlich sind die Einkäufe gemacht, der Markt wird verlassen, den Korb am Arm schreitet die Dame über das schmale hölzerne Brett hinweg der Baracke zu; durch das Thor rollt ein Wagen dem Operationsjaal zu; zwei Herren sitzen darin, der Eine ist dicht in den Militairmantel gehüllt, die Mütze mit dem rothen Streifen tief in die Stirn gedrückt, von allen Seiten schallt ihm ein freundiges „Guten Morgen“ entgegen, grüßend legt er die feine Hand an die Mütze, das kluge feste Angesicht mit dem grauen Bart kennt Jeder in den Baracken. „Der Herr General-Arzt ist da!“ heißt es überall. Vor der Thür des Operationsjaales hält er, steigt aus, um nach wenigen Minuten mit seinem Assistenz-Arzte die Visite zu beginnen, die ihn durch sämtliche Baracken führt. Unterdeß ist die Dame in ihre kleine Küche getreten, hat die Bouillon heiß gestellt, die Eier in's Wasser gelegt, für besonders Schwache das Beef-Steak gebraten und betritt nun den Krankensaal, wo eben das Verbinden beendet ist. Die beiden Aerzte unterbrechen ihre Berathung, um die Dame zu grüßen, die Schwester hat ihr vorhin schon in der

Küche die Hand flüchtig gereicht, die Kranken rufen ihr: „Guten Morgen!“ An das Bett des Glendesten tritt die Dame zuerst, es folgen die gewöhnlichen Fragen: „Wie war die Nacht? Haben Sie etwas schlafen können? Wie fühlen Sie sich heut morgen? Was möchten Sie heut zum Frühstück?“

Der helle Ton einer Glocke unterbricht die Dame. Es ist das Zeichen für den Wärter, das Frühstück aus der Küche zu holen. Sobald er damit zurückkommt, geht es an's Bertheilen. Jetzt hat die Dame sich zusammen zu nehmen, denn sie allein weiß, wer Butterbrot, wer Semmel, Bier oder Wein zu bekommen hat; hin und her geht es, von Bett zu Bett, vom Saal in die Küche, oder in das kleine Depot, wo sie ihren Wein-Vorrath stehen hat; der Wärter öffnet die Flaschen, sie gießt ein, sie füllt die Bouillon in die Tassen, sie reicht Jedem, was ihm bestimmt ist. Einzelne müssen gefüttert werden, denn der rechte Arm liegt in einem Gypsverbande, und der Kranke ist so schwach, daß er auch die Linke nicht rühren kann. Es ist ein traurig Bild, einen Mann liegen sehen und den Mund aufsperrn wie ein junges Vöglein, der Hand gewärtig, die ihn füttert. Kaum ist das Frühstück beendet, so erscheint die Visite, d. h. der General-Arzt mit seinem Assistenten und etwa einem halben

Duzend anderer Doctoren, welche auch die „Fälle“ einer andern Baracke kennen lernen wollen, den Zug beschließt der Gehülfe des Generalarztes, ein dicker Holsteiner, der eine lederne Tasche mit Instrumenten trägt; er zeichnet sich durch große Ruhe aus, die zu fast beängstigender Hast wird, sobald die Stunden nahen, in denen er sich seine Mahlzeiten aus der Küche holt. Der General-Arzt reicht der Dame die Hand und läßt sich dann von den Aerzten der Baracke die einzelnen Fälle zeigen. Die Dame ist unterdessen in ihr Depot gegangen, mit Recht würde man es ihr verargen, wenn sie während der Visite im Saal bliebe, denn das gänzlich zweck- und nutzlose Anstarren von Wunden ist und bleibt unweiblich. Man sage mir nicht, daß es gut sei sich durch solchen Anblick zu stählen für einen nothwendigen Fall; ein echtes Weib wird, wenn die Nothwendigkeit an sie herantritt, eilig Hülfe bringen zu müssen, nie zurück beben! dem Kranken selbst kann es weder nützen noch erfreuen, wenn außer den Aerzten auch noch die Damen die verstümmelten Glieder betrachten, für die Aerzte ist und bleibt die Gegenwart einer Dame peinlich. Am Bedenklichsten ist es, wenn Frauen in solchen Fällen von einem besonderen Interesse an der Wissenschaft sprechen; es ist dann das Lazareth nicht der Ort, diesem Interesse nachzukommen,

sie müßten denn wirklich wie ihre Geschlechtsgenossinnen in Amerika Medicin studirt haben. Es läßt sich ja nicht läugnen, daß namentlich begabte Frauen und Mädchen unwillkürlich ein Interesse an Wunden und ihrer Heilung finden müssen, wenn sie Tag für Tag zwischen Bleistirten umhergehen und fast von nichts Anderem sprechen hören, sie brauchen auch nicht in Ohnmacht zu fallen, wenn zufällig in ihrer Gegenwart die Schwester den Verband von der verwundeten Stirn löst, um einen Umschlag zu machen, weiblicher und tactvoller aber ist es, wenn sie sich unter allen Umständen dem Anblick der Wunden so viel als möglich fern hält.

Unsere Baracken-Dame hätte dazu nicht einmal recht Zeit, denn während der Visite legt sie eine reine Serviette über das Tischchen im Depot und ordnet das Frühstück für die beiden Aerzte in ihrer Baracke, das diese nach der Visite einnehmen. Dabei erfährt sie denn auch, wie sie sich mit der Pflege der einzelnen Kranken zu verhalten hat.

Unterdessen ist die Stunde herangekommen, in der die Operationen beginnen, dann sind die Aerzte wie verschwunden und das einzige Zeugniß für ihre Anwesenheit ist das durchdringende Geschrei, das aus dem Operationshause herübertönt, ein Zeichen, daß eben Einer von König

Wilhelms lieben blauen Zungen durch Chloroform be-  
täubt wird.

Dazwischen läutet wieder eine Glocke, wieder nimmt die Dame ihren Korb an den Arm und begiebt sich raschen Schrittes — Baracken-Damen sind stets in Eile — in das Verwaltungsgebäude. Ein langer halbdunkler Gang zieht sich durch das ganze Haus, zu beiden Seiten desselben ist Thür an Thür, hier hat der Commandant sein Bureau, hier sind die Wäsche-Depots, der Betsaal, hier wohnen Aerzte, Geistliche und Inspectoren, hier ist auch das Wein-Depot, zu dem die Glocke gerufen hat. Hier verabsolgt die Gräfin-Mutter — so nannten wir unsere stellvertretende Vorstehende nicht nur, weil auch ihre Tochter in den Baracken wirkte, sondern hauptsächlich weil sie in der That die Mutter des Ganzen war — die den Damen nöthigen Vorräthe an Wein und Cigarren. Dies ganze Wein-Depot ist eine der genialsten Erfindungen der Gräfin Mutter; ein ordentlicher Keller existirt in den Baracken nicht, es wäre auch unbequem gewesen, den Wein von da unten herauf zu reichen, da ließ sie in einem leeren Raum hölzerne Kisten längs der Wand hin aufstellen, mit der Oeffnung nach vorn, eine über die andere und da hinein mußten die Weinflaschen zwischen hölzerne Latten gelegt werden. Unter dem Fenster standen

die Kisten mit Cigarren-Kästchen und Taback. Während des Winters wurde ein kleiner eiserner Ofen geheizt, um die Cigarren trocken und dem Rothwein die nöthige Temperatur zu erhalten. Außer gewöhnlichem Trinkwein liegen hier auch die edlen schweren Weine, die zur Stärkung der Schwachen bestimmt sind und nur nach Vorschrift des Arztes verabfolgt werden; es ist alter Burgunder darunter, der lange, lange in den königlichen Kellern gelegen hat, ein Geschenk des Hofmarschall-Amtes.

Der erhaltene Wein wird von den Damen gewöhnlich dem vor der Thür harrenden Wärter übergeben, die Damen selbst müssen noch in die Wäsche-Depots. Das erste derselben ist das königliche, hier giebt der Inspector die Bett- und Leibwäsche für die Kranken aus, die ebenfalls von den Wärtern in Empfang genommen wird. Das zweite Wäsche-Depot ist von den Damen angelegt es wird aus Liebesgaben und der Lazarethkasse unterhalten und die Aufsicht ist ebenfalls einer der Damen anvertraut. Zufällig ist es die Jüngste von Allen, eine kleine blonde Dame, und ähnlich der Vorsteherin der Küche, wird sie mit Wünschen und Anliegen überhäuft, die sie oft nur zur Hälfte erfüllen kann. Das Wäsche-Depot ist der größte Raum in den Baracken, die Fensterwand nimmt ein langer hölzerner Tisch ein,

auf dem die Depot-Dame die reine Wäsche zu sortiren pflegt. Ringsum an den Wänden laufen hölzerne Borden, auf denen das Verbandzeug, die wollenen Jacken, Hemden und dergleichen aufgestapelt liegen. Ganz oben auf dem obersten Brett prangt die Watte, die massenhaft verbraucht wird. Eine Ecke des Raumes nimmt die Bibliothek ein, die stark in Anspruch genommen wird. Sonst ist nichts weiter im Zimmer als eine alte Commode, in der ebenfalls Verbandzeug aufbewahrt wird, etliche Stühle, ein paar hölzerne Schemel, eine Strohecke und ein etwas primitiver Schreibtisch, auf dem das große Buch liegt, in welches die ausgegebene Wäsche notirt wird; eine stark verwelkte, während der strengen Kälte erfrorene Erica wirft traurig ihre letzten Blüthen über die gewissenhaften Notizen der Depot-Dame, die unverdrossen auf ihrer kleinen Leiter auf- und abklettert, um das Gewünschte herunter zu holen. Zuweilen bleibt die Wäsche aus, dann herrscht Verzweiflung unter den Damen, denn dann giebt keine reinen Taschentücher, keine Handtücher und die Depot-Dame ist obenein so abscheulich auf die verzweifelte, beinahe mit Thränen vorgebrachte Frage: „Aber woran soll sich denn der Herr General-Arzt die Hände trocken nach der Visite?“ ganz ruhig zu antworten: „das weiß ich nicht, gnädige Frau müssen sich eben bis morgen gedulden.“

Uebrigens ist diese Ruhe der Depot-Dame nicht etwa Bosheit, sondern sie weiß nur ganz genau, daß die Vorräthe der Damen nie so erschöpft sind, daß sie in wirkliche Verlegenheit kämen, was auch ein Zeichen von schlechter Wirthschaft wäre. Sonst geht es eigentlich gerade im Wäsche-Depot am heitersten zu; es ist hier ein ewiges Ab- und Zuströmen, hier ruht man sich auch aus und plaudert eine Viertelstunde mit einander, nachdem man sich noch von der Depot-Dame die Zeitungen hat geben lassen. Durch Privat-Vermittlung empfangen unsere Baracken von Wolff's telegraphischem Depeschen-Büreau täglich eine Sendung Provinzial-Zeitungen, die den Leuten stets unglaubliche Freude gemacht haben. Ein sehr kranker Unteroffizier aus Danzig hatte lange Zeit keine größere Freude als seine Danziger Zeitung. Im Wäsche-Depot also wurde Ruhestunde gehalten; auch der Pastor kommt hinein, um sich Schreibmaterial zu seiner Correspondenz mit den Anverwandten der Leute, oder Erbauungsbücher zu holen; er erzählt von seinen Erlebnissen an den Krankenbetten; selbst der Major steckt zu einem Morgenruß den Kopf in's Zimmer, die Aerzte kommen und gehen, sie holen sich eine Zeitung oder plaudern über dies und jenes, zuweilen werden auch gar ernsthafte Gespräche geführt, wenn eine Maßregel des Vorstandes Unzufrieden-

heit erregt hat oder irgend etwas heftig die Gemüther bewegt. Was auch in den Baracken vorgehen mag, im Wäsche-Depot kommts zur Sprache und das Wäsche-Depot ist neutraler Boden. Wenn es still ist, bringt der Klang des Pianinos bis hierher, das im Conferenzzimmer der Aerzte steht und deren einzige Freude an den langen, langweiligen Abenden ist, wo der Dienst du jour sie an die Baracken fesselt; zuweilen spielen sie in freien Stunden auch des Morgens; dann sind die Töne, die keinen Kranken stören können, weil das Verwaltungsgebäude zu weit ab liegt, eine Erquickung für die Depot-Dame, die zwischen ihren Compressen und Mitellen herumframt. Dem Plaudern und Lachen im Wäsche-Depot wird durch die ewige Glocke ein Ende gemacht, die schon wieder einmal ihre recht unharmonische Stimme ertönen läßt. Es ist die erste Mittagsglocke, d. h. die Schreiber aus den Bureau, die Ordonanzen u. s. w. haben sich mit einer Schüssel bewaffnet, ihr Essen aus der Küche zu holen. Eilig verlassen die Damen das Wäsche-Depot, denn sie wissen, daß die Klingel bald zum zweiten Mal ertönen wird, und dann müssen sie auf den Baracken sein.

Den unvermeidlichen Korb am Arm begiebt sich die Dame auf den Rückweg, eben bringen die Wärter den armen Kranken aus dem Operationsaal zurück; noch hat

er das Bewußtsein nicht wieder erlangt, sorglich gehen die Aerzte neben der Bahre her. Sie begegnen dem Geistlichen, der im vollen Ornat von einer Kranken-Communion kommt und einen Blick tiefen Mitleids auf das bleiche unbewegliche Gesicht des Amputirten wirft. Gestern noch hat er an seinem Bett gegessen, und ihm zugeredet, sich das zerschmetterte Bein abnehmen zu lassen, nun ist es schon geschehen. Nach wenigen Stunden wird er wieder bei ihm sitzen und ihn trösten; es versteht das Keiner so gut wie er, wenn der Pastor in die Baracke tritt, werden die Blicke hell und die Hände strecken sich ihm entgegen; sie wissen, er hat ein Herz für sie und das Christenthum, welches der märkische Landgeistliche predigt, ist, wenn auch ein ernstes, so doch ein mildes und freundliches.

Am Lebendigsten ist es nun wieder in der Küche, da stehen die großen Blech-Eimer mit Gemüse, einer neben dem andern, auf dem Tisch die braunen irdenen Fleischnäpfe und in Reih und Glied aufmarschirt von jeder Baracke zwei Wärter. In der Thür steht der Inspector, nach ihrer Zahl werden sie aufgerufen, der Eine geht mit Kübel und Schüssel ab, der Andere reicht den Küchen-Damen zwei weiße Näpfe, die mit der leichteren Kost für die Schwer-Kranken gefüllt werden.

In der Baracke selbst hat nun die Dame das Essen zu vertheilen, und oft, sehr oft sah ich eine unserer ge-  
 feiertsten Künstlerinnen im schwarz und weißen Kattun-  
 kleid, die weiße Schürze vorgebunden, das Häubchen auf  
 dem Kopf, mit der blechernen Kelle das Gemüse auffüllen,  
 das Fleisch vertheilen und Wein oder Bier einschenken,  
 das den Kranken dazu gereicht wird. Selbstverständlich  
 werden abermals die, welche unbehülflich und krank sind,  
 von der Dame selbst bedient. Kaum ist die Mahlzeit  
 vorüber, so geht es von vorn an, denn nun erst kommt  
 das Mittagessen für die Offiziere, und da diese mehrere  
 Gerichte erhalten, so dauert es noch eine ziemliche Weile,  
 bis die arme, geplagte Dame todtmüde in ihrem Depot  
 in einen Stuhl sinkt, um einige Augenblicke auszuruhen,  
 während die Schwester, die bei alledem hülfreiche Hand  
 geleistet hat, sich zum Essen begiebt. Die Dame speist  
 in der Baracke allein und wird natürlich fortwährend ge-  
 stört, da will der Wärter Selterwasser für den Einen,  
 oder ein reines Taschentuch für den Andern, das sie  
 vielleicht erst aus dem Wäsche-Depot holen muß. Dann  
 geht sie auch wohl wieder in den Saal, spricht mit Diesem  
 und Jenem, tröstet dort einen Verzagten, oder schreibt für  
 einen ihrer Pfleglinge einen Brief, wenn ihr der Geist-  
 liche das nicht abnimmt. Dann kommt eine der Colle-

ginnen von einer andern Baracke auf einen kurzen Besuch, oder sie macht selbst einen solchen, natürlich auch nur im Fluge, bis, abermals durch obligates Klingelgeläut angekündigt, der Caffee erscheint. In weißen porzellainen Bechern oder Tassen wird er, nachdem die Dame ihn gesüßt, den Kranken gereicht und Semmel dazu gegeben; hin und wieder wird auch für Einzelne auf Gas eine besonders starke Tasse gekocht. Dann aber geht's im Sturmschritt in die Küche, wo gemahlener Kaffee für den die Nachtwache habenden Wärter und die während der Nacht etwa nöthigen Dinge geholt werden. Das wird Alles im Depot hübsch geordnet, der Schwester Anweisungen gegeben, wem dieser oder jener besondere Leckerbissen zum Abendbrod bestimmt ist, dann wird Abschied genommen von den Kranken, die Klingel verkündet den Omnibus, und zwischen den nun leeren Kisten und Körben fahren die Damen heim.

Jetzt wird's still in den Baracken, langsam beginnt das Verbinden wieder, die ordinirenden Aerzte statten noch einen kurzen Besuch ab, dann tönt die Klingel zum letzten Mal; die Kranken erhalten ihre Abendsuppe und nun beginnt die lange endlose Nacht.

Der Sturm setzt über den Platz hin, er rüttelt an den offenen Fenstern, reißt an den Thüren und verschlingt

die leisen und lauten Klagen der Unglücklichen, die schlafen möchten und nicht können. Der Arzt du jour macht noch einmal die Runde, öffnet erbarmungslos die eben geschlossenen Fenster, und wo die Klagen gar zu arg werden, nimmt er Morphium zu Hilfe und schließt damit manches müde Augenlid wenigstens für eine Nacht. Dann geht auch er zur Ruhe, um in der nächsten Viertelstunde vielleicht wieder geweckt zu werden. Durch Sturm und Schnee hindurch geht es dann über das Feld, um eine eingetretene Blutung zu stillen, ich glaube in den Decembertagen des Jahres 1870 oder vielmehr in den Nächten hat Niemand den Arzt du jour der Baracken beneidet.

So geht ein Tag hin gleich dem andern, mancher brave Krieger, dem seine Pflegerin seufzend und bangend noch eine gute Nacht gewünscht, ist am Morgen schon seinen Wunden erlegen, mancher stirbt im Laufe des Tages und man sieht's dann dem bleichen Gesicht der Dame an, wie nahe ihr solch ein Verlust gegangen. Aber es kommen auch andere Tage, wo der Arzt endlich den so lange Leidenden für außer Gefahr erklärt, oder gar Einer einen Gang durch die Baracke wagt, der bis dahin an's Bett gefesselt war. Das sind Barackenfreuden, und Gottlob,

wir haben sie häufig gehabt. Von anderen Abwechslungen freudiger und unangenehmer Art, die im Baracken-Leben vorkommen und seine Monotonie unterbrechen, werden die folgenden Blätter handeln.

---

## V.

### Geburtstag im Lazareth.

Der Grenadier N. ist sonst immer der Lustigste in der Baracke gewesen, er hat den Kameraden die schurzigsten Geschichten erzählt, wenn sie vor Schmerzen und Langeweile die Laune verloren hatten, denn er selbst verlor sie nie. Während des Erzählens aber pflegte er zu arbeiten, bald schnitzte er allerhand nützliche und unnütze Dinge aus Holz, oder malte mit farbiger Kreide seltsame Bilder, die allgemeines Gelächter hervorriefen. Zuweilen spielte er Domino oder Mühle mit seinem Nachbar, aber eine Beschäftigung hatte er stets. Um so auffälliger war es, daß er eines Tages ganz mürrisch und verdrossen in seinem Bett lag, auf alle theilnehmenden Fragen nur halbe, kurze Antworten gab, also im höchsten Grade unliebenswertig war. Heftigere Schmerzen als sonst konnte er auch nicht haben, denn er hatte keine Spur von Fieber, gleichwohl wollte er nicht essen, son-

bern trank nur ingrinnig eine Flasche Selterwasser nach der andern.

Auch die pflegende Dame, die sich an sein Bett setzte und ihm freundlich zuredete, konnte lange den eigentlichen Grund dieser wunderlichen Laune nicht entdecken, bis er endlich, durch ihre Worte erimuthigt, rasch und leise, als schäme er sich eigentlich, ihr anvertraute: „I seh'n Sie gnädige Frau, morgen ist mein Geburtstag und da denk ich dran, wie ich sonst zu Hause immer so vergnügt gewesen bin und meine Alten mir immer irgend was zu Liebe thaten; voriges Jahr war ich auch schon nicht zu Hause, aber sie schickten mir einen großen Kober in die Caserne, meine Alten wohnen nur eine halbe Stunde von der Stadt, und nach hierher ist's zu weit zum Verschicken, mit der Feder sind sie auch nicht sehr umgänglich und da werde ich denn morgen im Lazareth liegen, ohne daß mir Einer einen Glückwunsch sagt!“ Und damit drehte sich der Murrkopf um und that, als schliefe er.

Am andern Tage war ungewöhnlich schönes warmes Wetter, und sobald die Visite vorbei war, ließ die Baracken-Dame ihre sämtlichen Kranken sammt ihren Betten hinaus vor die Thüre tragen, damit sie einmal wieder blauen Himmel über sich sehen konnten. Der Grenadier,

der heute in noch schlechterer Laune war als gestern, protestirte dagegen, es war ihm gerade recht, ganz allein in der Baracke zu liegen, aber die Dame gab den Wünschen des Troßkopfes heute nicht nach, und unter dem beständigen Raisonniren des braven Soldaten trugen ihn die Wärter gerade an den sonnigsten wärmsten Fleck, ihn neben einem gar seltsam aufgeputzten Tischlein niederlegend.

„Na, was soll denn das?“ fuhr der Grenadier verwundert auf, denn auf dem Tischchen stand von einem Kranze hunder Herbstblumen umgeben ein großer Kuchen, in dem ein brennendes Licht steckte und rundherum lagen allerlei Dinge, die für das Auge eines Grenadiers gar verführerisch sind: eine Pfeife, deren Kopf mit sehr rothen Rosen und sehr himmelblauem Bergißmeinnicht bemalt war, ein Packet Tabak, ein Notizbuch mit dem eisernen Kreuz auf dem Deckel, ein Messer mit doppelter Klinge und einem Pfropfenzieher und eine Photographie König Wilhelms. — „Nu, was soll denn das?“ fragte der Grenadier noch einmal; da trat die Dame auf ihn zu, drückte ihm einen riesigen Blumenstrauß in die Hand und sagte lachend: „Nun, Sie wissen doch, daß Sie heut Geburtstag haben, ich gratulire Ihnen!“ Der Grenadier reißt die Augen auf, so weit wie er kann, die Dame aber sprach weiter:

„Heute Abend soll die Schwester für unsere Baracke Punsch brauen, damit Ihre Kameraden auf das Wohl des Geburtstagskindes trinken können. Nicht wahr, das thut Ihr mir zu Gefallen?“

„Na ob, gnäd'ge Frau,“ tönt es behaglich schmunzelnd wie aus einem Munde, das Geburtstagskind aber hat die gütige Hand der Dame, der es schon so viel verdankt, erfaßt und hält sie fest zwischen seinen derben Fingern, so fest, daß sie am Liebsten schreien möchte und dazu rollen die Thränen aus den ehrlichen Augen.

„Beruhigen Sie sich, lieber M.,“ mahnte die Dame, ihm sanft mit der Linken über die Stirn streichend, „denken Sie an Ihre Wunde!“ Sie macht auch ihre Rechte jetzt los und eilt in die Baracke zurück. Der Grenadier aber spielt mit seinen Geschenken wirklich wie ein glückliches, zufriedenes Kind, und als die Dame später wieder an ihn vorbeigeht, hält er sie am Kleide fest und sagt, während sie sich zu ihm hinabbeugt, wieder wie gestern halblaut und fast verschämt: „Wissen Sie, gnädige Frau, das Licht hat mich am meisten gefreut, meine Alte steckte auch immer eins auf den Kuchen. Mir ist heut wie zu Hause!“

Mir ist heut wie zu Hause! In den Worten lag der Lohn für die Aufmerksamkeit der Dame.

Seitdem waren die Damen meist schon etliche Tage vorher von den Wiegenfesten ihrer Kranken unterrichtet, und zu den gewöhnlichen Gepäckstücken im Omnibus gehörte von da ab auch ein Kuchen und ein Blumenkranz am Arm der betreffenden Dame. „Ach, Sie haben heut Geburtstag!“ hieß es dann beim Einsteigen, während im Schooß einer Andern vielleicht ein Todtenkranz lag, der letzte Liebesdienst, den wir unseren Heimgegangenen zu leisten pflegten. Für Manchen ist der Geburtstag im Lazareth der letzte gewesen, Viele aber feiern, Gottlob, im nächsten Jahre ihren Geburtstag daheim und wir sind gewiß, daß sie dann mit dankbarem Herzen gedenken ihres Geburtstages in den Baracken!

---

## VI.

### Am Tage nach Sedan.

Ein sonnig heller Septembermorgen war's, vor allen Baracken lagen die Leute in ihren Betten und sonnten sich in den Strahlen der Herbstsonne, die jetzt wohl nachholen wollte, was sie im August versäumt hatte. Einzelne, die schon außer Bett waren, humpelten an ihren Krücken auf und ab oder wandelten, den Arm in der Binde, an das Bett eines Regiments-Cameraden, den sie jetzt zum ersten Mal wiedersehen, seit man Beide blutend vom Schlachtfelde hinweggetragen. Das gab dann reichlichen Gesprächsstoff, um den der aus dem Felde kommende Soldat nie verlegen ist. Auf der Bank dicht an der Thür sitzt die Baracken-Dame, eine junge Frau mit einem Angesicht, das eine seltsame Mischung von Heiterkeit und sanfter Trauer zeigt — die glückliche heitere Frau hat den Mann verloren und vor kurzer Zeit erst das Trauerkleid abgelegt; sie findet Trost und Freude in der Pflege der Blessirten, ihre feinen Finger stricken emsig

an dem groben blauen Strumpf, der ebenfalls für Soldaten bestimmt ist, es ist die Zeit zwischen Frühstück und Mittag, sie kann jetzt still sitzen, auch hat sie ihre Pflegekinder vor Augen und kann ihre Wünsche vernehmen; sie plaudert mit ihnen, sie lacht und die Leute lachen mit, ihr Lachen hat etwas so herzerquickendes, ansteckendes, unwillkürlich kommt ihr ein Lied auf die „sangeskundigen“ Lippen, „Morgenroth, Morgenroth,“ beginnt sie leise, wie in Gedanken, aber es sind Reiter unter ihren Blessirten — Zithen-Husaren — sie können das alte junge Reiterlied nicht mit anhören, ohne einzufallen und bald schallt es im Chor von der Baracke herüber:

Gestern noch auf stolzen Rossen,  
 Heute durch die Brust geschossen,  
 Morgen in das kühle Grab!

Ich stand gerade in der Thür des Verwaltungsgebäudes, die liebe, schöne Frau nickte mir freundlich zu, und ich freute mich an dem hübschen Bilde. Dann ging ich hinüber in die Küche, um frisches Wasser für die Blumensträuße im Vetsaal zu holen. Dort traf ich ein paar andere Damen und ganz genau weiß ich es, daß wir über einen Assistenz-Arzt sprachen, der am Tage vorher angekommen war; wir lebten eben in einer kleinen

Stadt, und jeder neue Bewohner wurde besprochen. Mitten in unser Gespräch hinein aber klang ein dumpfes Rollen, wie wenn ein Gewitter heraufzieht, wir lauschten athemlos, mein Herz schlug hörbar — „es ist Kanonendonner!“ bemerkte leise eine der Damen.

„Es ist Victoria-Schießen“, stieß ich heraus, so heftig zitternd, daß ich das Wasser aus meinem Krug verschüttete, „wir haben einen neuen Sieg!“ Ich stürzte zur Küche hinaus, da rannte über den Weg mir einer der Aerzte entgegen, den wir seines grauen Anzuges wegen nur den „Grauen“ nannten. Schon das bewies mir die Richtigkeit meiner Ahnung, denn nur ein großer Sieg konnte den braven Mecklenburger aus seiner gewöhnlichen Ruhe bringen.

„Was ist's!“ rief ich ihm entgegen, immer meinen Krug in der Hand und immer mehr Wasser verschüttend.

„Unermeßlicher Sieg bei Sedan, Napoleon ist gefangen!“ Wie im Traum nur habe ich die Worte gehört, es drehte sich alles vor mir im Kreise, und dann brach es drüben unter den Leuten los in so wilhem Jubel und all' der Jubel drängte sich zusammen in den einen Ruf: „Hoch, der König!“ Ja, der König, ich sah ihn, wie er Berlin verließ, die Thränen im Auge und es kam

ene Sehnsucht über mich, die in den Kriegstagen so manches Preußenherz gepackt hat, ihm nur einmal in das theure Sieger-Angesicht zu schauen, ich rief und jubelte mit den Blessirten, ich weiß nicht, was ich in dem Augenblicke gethan hätte, wenn nicht plötzlich der Graue mir den Krug aus der Hand genommen und mit vollendeter Seelenruhe gesagt hätte: „Nun ist die reine Schürze auch wieder hin!“ Die tiefende Schürze riß ich freilich ab, dem „Grauen“ aber zürnte ich, daß er mich so jäh hinab riß in die Prosa des Lebens. „Das thue ich mit Absicht,“ sagte er lachend, „Sie bringen sich ja um in Ihrer Aufregung!“

War's denn aber möglich ruhig zu bleiben an jenem Tage? Statt des Morgenroth Klang es jetzt von den Lippen der Leute: „Heil dir im Siegerkranz!“ und das liebe so rasch bekannt gewordene: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall,“ das Lieblingslied König Wilhelms.

Wo die Nachricht in den Baracken verkündet wurde, da sprangen sie mit einem Freudenschrei aus den Betten und fielen sich in die Arme. Schwer leidend lag ein Amputirter in seinem Kissen, sie riefen ihm die Nachricht zu, mühsam hob er das bleiche Haupt, die schon brechenden Augen leuchteten auf, „Es lebe der König!“ glitt es kaum hörbar über seine Lippen, das letzte Wort, das ihnen

auf Erden entflohen, denn am andern Tage war er todt, „es lebe der König!“ jubelte es rings um uns.

In der Küche arrangirten wir schnell ein Festessen für die Leute, drüben im Conferenz-Zimmer der Aerzte knallte ein Champagnerpfropfen. „Sie müssen Alle Wein zu Mittag haben, sie müssen anstoßen auf des Königs Gesundheit,“ rief die Stimme der Gräfin-Mutter dazwischen. Hier und da faltete sich besorgt eine bebende Mutterhand, vielleicht kostete sie der Sieg ein Stück von ihrem Leben? Und ach, nicht Alle täuschten sich in dieser Besorgniß.

Warum gerade über den Tag von Sedan der Jubel so unermeslich war? Es stieg ja in allen Herzen der Gedanke auf: „Napoleon gefangen, die Armee vernichtet, nun muß Frieden werden!“ Jene Hoffnung erfüllte sich nicht, Frankreich mußte eben noch ganz anders gezüchtigt werden, Friedrich Carl mußte ihnen Mex entreißen, Straßburg mußte fallen, Paris ohnmächtig darniederliegen und auch dann kam der Friede noch lange nicht, aber doch waren es Friedenshoffnungen, die in den ersten Tagen des September die Herzen so hoch schlagen ließen.

Als wir am 2. September heimfuhren, haben wir unterwegs noch gejubelt und geweint, das geht bei großen Siegesnachrichten ja immer Hand in Hand. Wir hörten

noch lange den endlosen Hurrah-Ruf unserer Blestirten und mit hochklopfenden Herzen fuhren wir ein in die Residenz, die unterdeß ihren stolzen, wehenden Fahnen-schmuck angelegt hatte.

Aber der Tag von Sedan hatte für unsere Baracken noch ein ganz eigenes Nachspiel. Wenige Tage später empfing nämlich der Magistrat von Berlin einen Brief, in dem eine welke Rose lag, begleitet von folgenden Worten: Einem hochwohlwöbllichen Magistrat zu Berlin übersendet ein Kämpfer vom 18. August und 1. September eine Rose, die er am 1. September im heftigsten Kanonendonner gepflückt, mit der ergebensten Bitte, dieselbe derjenigen Dame von Berlin zur gefälligen Annahme zustellen zu wollen, die sich am Meisten in der Hülfe für die Verwundeten ausgezeichnet hat. Ein Jäger der 3. Compagnie des Garde-Jäger-Bataillons.

In echter Courtoisie und mit vollstem Recht legte der Magistrat von Berlin die bleiche Blume, die auf dem blutigen Ehrenplane von Sedan erblüht war, zu den Füßen der Königin nieder und in königlicher Bescheidenheit wies die hohe Frau die Blume zurück. Sie sah in ihrer unermüdblichen Thätigkeit für die Verwundeten nur ihre Pflicht, nicht aber eine Auszeichnung oder ein Opfer

Welch' ein Beispiel für deutsche Frauen! Die Rose von Sedan aber sandte die Königin in die Baracken, wir sollten sie aufbewahren, bis diejenige gefunden, die ihrer würdig. Unter Glas und Rahmen hängten wir sie in unserem kleinen Vetsaal auf, den die Hand der Königin geschmückt hatte. Nachher ist sie durch die Photographie vervielfältigt und dem Publikum zugänglich gemacht worden. Das Original, denke ich, wird in die Hand der Königin zurückgelegt werden, wenn der Vetsaal einst mit der Entlassung des letzten Kranken auch von der Erde verschwinden wird, denn wo sollte eine Frau gefunden werden, der sie mit mehr Recht zukäme als Ihr?

Ich habe oft vor der welken Blume gestanden, es lassen sich so viel Gedanken daran knüpfen; lebt der Jäger noch, der sie damals pflückte oder sind ihm die Todesrosen aufgeblüht in einer der nachfolgenden Schlachten? Wer war es, der im Sturm der Schlacht an die Frauen dachte, wie ein Ritter aus den Tagen Clémence Isauré's? Rosen pflücken, wenn der Tod aus hundert Augen dich anseht, wenn die Kanonen donnern und die Granaten zischen, es liegt ein Hauch von Poesie über dem Jäger von Sedan, den Niemand kennt und der doch bekannt ist, wo deutsche Frauenherzen schlagen.

Liebe, bleiche Rose, müssen wir dich als Grabesblume auf einen einsamen Hügel im fernen Frankreich legen oder sollen wir einen Lorbeerkranz winden, für den, der dich gepflückt?

---

## VII.

### Wie wir der Königin Geburtstag feierten.

Leise, leise spielt der Wind in den Fahnen auf den Dächern der Baracken, das rothe Kreuz in der einen ist hell von der Sonne beschienen, in weichen Falten wallt dort das alt-preussische schwarz-weiß und drüben das neue schwarz-weiß-roth, aus dem Vetsaal herüber klingen feierlich in die Morgenstille hinein die hellen Sopran-Stimmen der Schwestern, welche eben die Messe hören. Es hängen grüne Kränze über der Thür, eine ganz eigene Festtagsstimmung scheint über den Baracken zu liegen. Und ein Festtag soll auch gefeiert werden, der Geburtstag der Königin. Von Morgens an herrschte ein rühriges Treiben in all' den hölzernen Häusern, als aber der Mittag kam, da tönte es plötzlich wie aus einem Munde, auf einen Schlag in allen Baracken zugleich: „Es lebe die Königin!“ und die Gläser klangen aneinander. Drüben aber in einer Baracke, wo ganz besonders sangeskundige Leute waren, da stimmten sie ein Lied an und immer

mehr gefellten sich dazu, auf Krücken kamen sie angehumpelt, um mit einzustimmen in die alten trauten Gesänge vom „guten Kameraden“, „Steh' ich in finst'erer Mitternacht“ und gar „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,“ das hatte heute einen ganz besonderen Klang, war doch zwei Tage vorher die wunderschöne Stadt wieder deutsch geworden, ja ein köstlich Geschenk hatte deutsche Treue und Tapferkeit der Königin zum Geburtstag dargebracht, und schließlich fielen Alle, Damen und Aerzte und Inspectoren, mit ein in den Gesang der „Wacht am Rhein.“ Und gerade bei der „Wacht am Rhein“ da gesellte sich eine Stimme zu uns, die oft, wie oft, Tausende bezaubert hat und da stand die hohe stolze Gestalt der Frau, für die ich als unreifer Backfisch schon geschwärmt, jetzt hielt mich ihr Arm umschlungen, und ihre helle Thräne, die Thräne der Begeisterung über dies Heer und diese Zeit, fiel auf meine Stirn. O, sie hat nie schöner gesungen, als dort im Lazareth, und der kleine Tambour mit dem zerschossenen Arm, der auf seinem Bette sitzend eifrig mitsang, der verwandte kein Auge von der Frau, deren Lippen diese mächtigen, ergreifenden Töne entquollen, mit gefalteten Händen schaute er zu ihr hinauf wie zu einer Heiligen und ein leises Lächeln spielte um ihren Mund; das war auch eine Anerkennung, und zwar eine ganz aufrichtige,

die ihr da zu Theil wurde. Mitten unter den Deutschen aber stand ein junger Mann im blau- und weißgestreiften Lazareth-Anzug, den Arm in der Vinde und eine französische Mütze auf dem Kopfe. Ein Elsässer wars, den sie scherzend den „Neu-Preußen“ nannten, und der sang die deutschen Lieder mit aus vollster Seele, denn er war aus einer Familie, die sich all' die Jahrhunderte lang ihres deutschen Ursprungs bewußt geblieben und der Erlösung von französischem Joche geharrt hatten. Wider seinen Willen unter französischen Fahnen fechtend und tapfer fechtend trotz alledem, lebte Irman in der Gefangenschaft ordentlich auf und sobald er den kranken Arm nur rühren konnte, wurde er die beste und treueste Hilfe der Gräfin-Mutter. Mit glänzenden Augen also sang Irman das Lied von der „wunderschönen Stadt“ mit und dazwischen klang es immer wieder: Hoch der König, hoch der Kronprinz! hoch die Königin! hoch Prinz Friedrich Carl! Ja Einer vom 35sten Regiment brachte in ganz wohlgelesenen Worten die Gesundheit der „pflegenden Damen“ aus, dem ein Anderer mit „unseren Herren Doctoren“ nachfolgt. Nun war die Schleuse aufgezogen, sie ließen Alles leben, die Inspectoren und die Schwestern und willig füllten wir ihnen heut die Gläser öfters als sonst, es war ja der Geburtstag der Königin. Da gab der kleine Tambour

wieder ein Zeichen mit der Hand, die Liederbücher wurden geschlossen, was sie jetzt singen wollten, konnten sie auswenig, so freudig und doch so feierlich brauste sie dahin die liebe vertraute Melodie: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ Die Aerzte, die meist keine Preußen waren, die Verbündeten, lauschten wunderbar bewegt, das Klang noch ganz anders, das kam aus der tiefsten Seele heraus, mit Thränen in den Augen reichte mir die Gräfin-Mutter die Hand, schon an jenem Tage ahnten wir, daß man von dem alten Preußenherzen ein Opfer fordern würde, dessen Größe nur der begreift, der immerdar mit Preußen und dem Königthum gegangen.

„Die Fahne weht mir weiß und schwarz voran,“

o Preußenlied, wie klangst du an jenem Tage so mächtig und herrlich von den Lippen Preußischer Krieger. Als sie zum Schluß kamen:

„Fest sei der Bund, ja schlaget muthig ein,

Wir sind ja Preußen, laßt uns Preußen sein!“

da gingen uns die Augen über und ich sagte: „Wir werdens nicht oft mehr singen, wir werden nicht lange mehr Preußen sein.“ Mit dem Aufhören des Gesanges aber hatte der Bann nachgelassen, der sich um die Herzen der Andersdenkenden gelegt hatte, die Aerzte namentlich machten

ihre leisen und lauten Bemerkungen über Preußentrog, ich fühlte nur einen leisen Schmerz mitten in all' der Freude, daß es nun zu Ende sein sollte mit Preußen, da raunte mir ein schwer verwundeter Feldwebel zu: „Wir habens nicht zum letzten Mal gesungen, wir bleiben doch Preußen und wenn sie auch eine andere Fahne aufstecken, dann mag sie für den Frieden gut sein, wenn uns Einer aber was anhaben will, dann müssen sie doch die alte Schwarzweiße wieder holen. Wir bleiben doch Preußen, wir Soldaten wenigstens!“ Wir bleiben doch Preußen! es klingt mir noch heut' im Ohre!

Wie sie aber so im besten Singen waren, da schmetterten auf einmal Trompeten die Begleitung dazu, und wenn sie vorher laut gejubelt hatten, so entstand jetzt ein wahrer Höllenlärm, mit der Ueberraschung hatten wirs gut getroffen, der Soldat ist ja an seine Musik so gewöhnt, daß er sie schmerzlich vermißt, und nun zum ersten Mal wieder, seit sie im Lazareth lagen, Militairmusik. Ein blutjunger Officier, der die Epaulettes erst auf seinem Krankenlager bekommen hatte, weinte helle Thränen, als er die Klänge vernahm. Nun drängten sie Alle heraus aus der Baracke, ja sie ließen, was sie sonst nicht übers Herz gebracht hätten, den Kaffee kalt werden und den Kuchen stehen, nur um die Musik in nächster Nähe zu

hören, und als sie einen lustigen Marsch aufspielte, da fielen sie von selber in Tritt, und die an Krücken gingen, machten verzweifelte Anstrengungen es ihnen nachzuthun. „Es ist wahr,“ sagte mir einer unserer Assistenz-Aerzte, der obenein ein Holsteiner und wie die meisten seiner Landsleute noch lange kein begeisterter Preuße war, „mag der einzelne Preußische Soldat im gewöhnlichen Leben ein Taugenichts sein, in der Masse, namentlich wenn er den Helm auf den Kopf, die Bündnadel im Arm dasteht, dann wird er zum Ideal!“

Eine volle Stunde spielte die Musik Märsche und Lieder zum Entzücken der Kranken, sie spielte noch, als wir hineinfuhren, und mit dem letzten Ton flammte es vor dem Verwaltungsgebäude plötzlich auf, in bengalischem Feuer breitete der alte Preußen-Lar seine Schwingen aus über die Barackenstadt und von ferne hörten wir noch einmal den einstimmigen, begeisterten Ruf: „Es lebe die Königin!“

---

### VIII.

#### Wie ein Würtemberger nur von Medicin lebte.

Lange Zeit hatten wir unter den zum verbündeten Heere gehörenden Verwundeten auch einen Würtemberger, der gefährlich krank war, ein Schuß in den Unterleib hielt ihn monatelang an sein Lager gefesselt und die meist unerträglichen Schmerzen, der starke Blutverlust zehrten seine Kräfte in einer Weise auf, daß wenig Hoffnung für sein Aufkommen blieb. Stumm und theilnahmslos lag er da, vor allen Dingen jede Nahrung verschmähend, so viel ihm auch Aerzte und Damen zuredeten, nur die vorgeschriebene Medicin ließ er sich ruhig zur bestimmten Zeit von der Schwester eingeben. Um seine immer schwächer werdenden Kräfte nun etwas zu stärken, verlangte der Arzt, er solle wenigstens alle Stunden ein Eidotter mit Cognac zu sich nehmen, aber alles Zureden, Bitten und Drohen half nichts, er wollte nichts essen. Der unglückliche Mensch wäre verhungert, hätte sich nicht Kube ins Mittel gelegt. Kube war ein ehrlicher Märker, der beim 12ten Regiment

stand; bei Spicheren hatte eine Kugel ihm den rechten Arm zerschmettert, nachdem er die Resection überstanden, war erlangsam genesen und beschäftigte sich während seiner Reconvalescenz mit allerlei kleinen Dienstleistungen beim Verbinden, wozu er sich sehr anstellig erwies. „Wenn man selbst so viel ausgehalten hat“, sagte er, „weiß man, wie's thut und hilft gern.“ Dazu hatte er einen offenen Kopf und wo die amerikanische Weisheit des Assistenz-Arztes, der aus Süd-Amerika stammte, nicht ausreichte, da fand der schlaue Märker einen Ausweg. So auch hier. Kube ließ sich Eier mit Cognac abrühren, begab sich damit nach der Apotheke, füllte es in eine Medicinflasche, ließ sich eine vollständige Signatur daran befestigen und setzte die Flasche auf das Tischchen des Kranken, indem er nur dazu bemerkte: „Schwester, der Würtemberger soll auch von der Medicin alle halbe Stunde einen Eßlöffel voll nehmen.“ Voll banger Sorge füllte Schwester Editha den Löffel, aber ruhig leerte ihn der Würtemberger, nach einigen Stunden schon lobte er die „neue Medicin“ und zählte die Minuten, wenn die halbe Stunde herum sei, die ihm wieder einen Löffel voll brachte. Kube stand dabei und rieb sich die Hände, der Doctor hatte Mühe ernsthaft zu bleiben, aber der Zweck war erreicht. Von da ab wurde der Würtemberger nicht mehr gequält

zu essen, es wurde ihm nur noch „Medicin“ gereicht, bis mit zunehmender Genesung sich die eigensinnige Grille verlor, und er sich endlich das Essen recht gut schmecken ließ. Nun ist er längst wieder in seiner Heimath und erzählt den staunenden Eltern, wie lange er nur von „Medicin“ gelebt hat.

---

## IX.

### Auch Einer von den „Himmelblauen“.

Es schlug drei Uhr, Mutter Rosa, die Oberin der „grauen Schwestern“ läutete selbst den Nachmittagsgottesdienst ein, in der Küche wurde das Kaffee-Wasser aufgesetzt, und die Doctoren brachen mitten in der Egmont-Duvertüre ab, die sie im Conferenz-Zimmer vierhändig gespielt hatten, um den Gottesdienst nicht zu stören. Ich nahm mein roth wollenes Tuch über den Kopf, schloß mein Depot zu und ging rasch quer über das Feld. Der Wind trieb mir die Regentropfen in's Gesicht, es war häßliches, naßkaltes Wetter, Niemand war draußen zu sehen, höchstens begegnete mir ein Wärter, der etwas aus der Küche holen sollte. Die Thür der einen Baracke öffnete sich, ein mir sehr liebes Gesicht schaute schon nach mir aus, eine feine weiße Hand winkte mir und eine liebe Stimme rief mir entgegen: „Kommen Sie, kommen Sie, mein Thee ist schon fertig!“ dann zog mich dieselbe Hand in das kleine Depot, in dem ein helles Feuer

brannte, auf dem behaglich der Theekessel summt. Auf dem Tisch standen die zierlichen Tassen und das Gebäck, unsere Küchen-Dame plauderte mit dem Süd-Amerikaner, ich gesellte mich zu ihnen, die Baracken-Dame machte die Wirthin, und was für eine liebenswürdige Wirthin war sie. Rosenkranz mußte viel hin- und herlaufen, bis sie überzeugt war, daß wir ganz behaglich saßen, und Rosenkranz — der Wärter der Baracke, ein kleiner, verwachsener aber außerordentlich treuer, tüchtiger Mensch — lief auch ganz gutmüthig, er liebte ja seine gnädige Frau ebenso, wie Alle sie liebten. Dieses Thee-Viertelstündchen waren Lichtblicke im Baracken-Leben, man fühlte sich so gemüthlich und behaglich, so an sein „Daheim“ erinnert, daß man gewiß noch viel länger beisammen gegessen hätte, wenn nicht die Pflicht gewesen wäre, die unerbittlich wieder an die Arbeit rief. Soviel Zeit mußte aber doch werden, um noch einmal in die Baracke hinein zu sehen. Da lag der Feldwebel mit glühend-rothen Wangen, den resecirten Arm in Watte verhüllt, ihm gegenüber lachten leise ein paar lustige Bayern, weiterhin spielten Kube und Schönebeck Mühle, der Jäger Schnell saß im Lehnstuhl und schrieb einen Brief an die Seinigen, Biermann aber bewunderte seinen rothen Umhang, denn eine Jacke konnte er seines frankten Armes wegen nicht anziehen;

noch Andere lagen auf den Betten, um sich vom „Nichts-  
 thun“ auszuruhen, während Wahrenberg leise eine Melodie  
 vor sich hin sumimte. Sie nickten mir Alle freundlich zu  
 und antworteten munter auf meine Fragen. Da ich fast täglich  
 auf der Baracke war, kannte ich sie auch Alle; „nun singt  
 Ihr denn heut nicht?“ fragte ich. „Schulz ist noch nicht  
 da!“ In dem Augenblick kam er auch zur Thür herein,  
 sein Costüm war wunderbar genug, zu dem blau und  
 weißgestreiften Beinkleid trug er eine hellblaue wollene  
 Jacke und auf dem Kopf eine hellgraue wollene Mütze.  
 Die Wunde am rechten Arm war fast heil, er trug ihn  
 nicht einmal mehr in der Binde, und wie er den Korb  
 niedergesetzt, in dem er aus der Küche ein halb Dutzend  
 Flaschen Bier geholt hatte und sich dann in seiner ganzen  
 Länge aufrichtete, sah er so hübsch, frisch und jugendlich  
 aus, daß es eine wahre Freude war. „Singen, singen!“  
 rief er den Andern mit heller Stimme zu und mich mit  
 seinen großen blauen Augen freundlich ansehend, sagte:  
 „Ihr Lieblingslied, gnädiges Fräulein!“ Und unter seiner  
 Leitung, bei der ihm Wahrenberg half, sangen sie mit-  
 einander ein uraltes Lied, das mit einigen kleinen Verände-  
 rungen in diesem Kriege plötzlich wieder auftauchte und  
 vielfach von den Soldaten gesungen wurde; es hatte eine  
 rührend einfache Melodie und in den Worten, so ver-

worren sie anscheinend waren, lag eine ganze Geschichte.  
Ich hörte nichts lieber als dies wunderliche:

Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier,  
In einem Rosengarten  
Da will ich deiner warten  
Bei grünem Gras und weißem Klee.  
In einem Rosengarten  
Meiner zu erwarten  
Das brauchst du ja nicht.  
Geh' zu den Reichen  
Zu Deinesgleichen  
Ist mir eben recht.  
Ich heirathe nicht nach Geld und nach Gut;  
Eine liebe treue Seele  
Die thu' ich mir wählen.  
Wers glauben thut  
Der ist in Frankreich,  
Er ist Soldat, Soldat ist er.  
Soldatenleben, hei! das heißt lustig leben,  
Wenn andre Leute schlafen  
So muß ich wachen,  
Muß Schildwach steh'n,  
Patrouillen geh'n.  
Patrouillengehn  
Das brauchst du ja nicht,  
Wenn dich die Leute fragen  
So mußt du sagen  
Schatz du bist mein und ich bin dein!

Zwischen Alle hindurch klang Schulz's helle Stimme, dann sangen sie dem Feldwebel zu Gefallen, dessen Lieblingslied es war: Den guten Kameraden, und in all seinen Schmerzen sang er ihn mit und dann brach der helle Soldatenübermuth los, unmittelbar hinter dem wehmützig ernstern: mein guter Kamerad, jubelten sie: „Steh ich in finsterner Mitternacht, juvivallara!“ Das sentimentale Hauff'sche Lied nach dieser tollen Melodie zu hören, die in Gott weiß welches Grenadiers Kopf entsprungen ist, denn ein Componist hat sie nicht erfunden, hat etwas so unwiderstehlich Komisches, daß ich ganz gut begreife, wie es auf dem Marsch als Mittel gegen üble Laune angewendet wurde. Auch hier war Schulz der Anführer, nicht toll genug konnt' ers bekommen und zum Schluß warf er seine Mütze in die Höhe, einen lauten Jauchzer ausstoßend.

Schulz war ein geborner Breslauer und stand bei den 1. Garde- Dragonern, wenn er die hellblaue Uniform an hatte, war er das Musterbild eines Preußischen Kavalleristen, eine kräftige, ebenmäßige Gestalt, mit raschen, gewandten Bewegungen, sein Gesicht war auffallend hübsch, die großen blauen Augen blickten so keck und klug unter der breiten Stirn in die Welt hinein und das dicke braune Haar hatte einen goldigen Glanz. Kameraden

von ihm erzählten, er habe am 16ten wie ein Löwe ge-  
 fochten, aber selbst auf dem Schmerzenslager war er voll  
 Uebermuth. Anfänglich schwakte er im Lazareth in diesem  
 Uebermuth Manches heraus, was gegen die dortigen Sitten  
 war, ja er gefiel sich zuweilen in einer gewissen Rohheit,  
 und der Arzt redete ihm dann einmal tüchtig in's Ge-  
 wissen, wie man mit Schwestern oder vornehmen Damen  
 umzugehen habe. Mit sehr düsterem Gesicht hörte Schulz  
 die Rede an und drehte sich dann ärgerlich im Bett herum,  
 als sei er eingeschlafen. Keine halbe Stunde dauerte es  
 indessen, so rief er den Doctor wieder an sein Bett, streckte  
 ihm die Hand hin und sagte stockend: „Herr Doctor,  
 Sie haben Recht, aber ich hab's nicht böß gemeint, sagen  
 Sie das auch den Damen, und nicht wahr, lieber Herr  
 Doctor, wenn ich was Unrechtes thue, dann sagen Sie  
 mir's, ich möchte schon gern manierlich werden.“ Der  
 wilde, tolle Geselle ließ sich seitdem förmlich erziehen, es  
 war auffällig, wie dieser von Hause aus ungebildete Mensch  
 — er war Schuhmacher — an sich arbeitete. Wir folgten  
 dieser Entwicklung mit großem Interesse und hatten unsere  
 Freude an dem frischen, klugen Jungen. Noch mehr als  
 uns aber gefiel er einem hübschen Mädchen, der Braut  
 eines seiner Kameraden, die mit ihrer Mutter öfter ihren  
 Bräutigam besuchte, dabei aber ihr Herz an Schulz ver-

lor. Der kleine Roman blieb nicht unbemerkt, die Kameraden neckten ihn mit dem Mädchen, dem er wohl auch ein bißchen zu tief in die Augen geschaut hatte, der Bräutigam wurde ärgerlich, die Mutter sprach einmal angelegentlich mit Schulz, der Schluß des Gespräches war: „Mein, ich thue es nicht, ich mache meinem Kameraden sein Mädchen nicht abspänstig!“ Der Bräutigam wurde bald darauf entlassen, die treue ehrliche Seele des Dragoners kämpfte wirklich einen harten Kampf, aber er hielt, was er gesagt, er machte seinem Kameraden sein Mädchen nicht abspänstig. Er scheint's auch rasch überwunden zu haben, denn bald war er der Alte wieder. So manchen Nachmittag noch habe ich ihn singen hören: „Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier,“ bis ich ihn eines Tages ganz unerwartet wieder im Bett liegen fand, nachdem schon von seiner Entlassung die Rede gewesen war. Es hatte sich noch ein Knochensplitter in der Wunde gezeigt, der entfernt werden mußte, und von vornherein war er sehr niedergeschlagen darüber. „Ich stehe hier nicht wieder auf!“ sagte er wehmüthig, und leider, leider sprach er die Wahrheit. Er wurde recht bedenklich krank, und die Lieder verstummten in der Baracke; wohl nickte er freundlich, wohl lachte er auch zuweilen noch, wenn man an sein Bett trat, aber der Alte wars doch nicht

mehr. Uebrigens glaubten wir Alle noch an Genesung, bis sich die Farbe seines Gesichts immer mehr veränderte, bedenkliche Symptome eintraten und der Arzt mit innerem Widerstreben, wie immer bei dieser gräßlichen Krankheit, flüsterte: „Es kann wohl Pyämie werden!“ Es war bereits Pyämie, aber wenn gäbe ein Arzt dies zu? wenn er, auch innerlich davon überzeugt ist und danach handelt, der Mund scheut sich, es auszusprechen. Sie war es, diese grimmige Menschenmörderin, die in den meisten Fällen aller Kunst und Wissenschaft spottet; sie blieb auch hier Siegerin. Woher sie gekommen? Wer will's sagen! Was unser lieber, lustiger Schulz gelitten, das schildere ich nicht, aber es war furchtbar; er war ein Muster von Geduld dabei, nur zuweilen flüsterte er in höchster Angst seiner Mutter, die von Breslau aus an sein Sterbebett geeilt war, zu: „Beten, beten!“ Ich denke nicht gern an die letzten Tage des Armen, sein frisches blühendes Gesicht veränderte sich so sehr, er sah lebend schon aus wie eine Leiche und in einer wilden stürmischen Winternacht kämpfte er unter vielen Qualen den letzten Kampf. Am Morgen war sein Platz in der Baracke leer, die Kameraden weinten still vor sich hin, seine Leiche stand drüben im Leichenhaus zu Füßen des kleinen schwarzbehängenen Altars, das Bild des Erlösers blickte hernieder auf ihn

der schwarze hölzerne Sarg war kaum sichtbar vor Blumen. Gesehen habe ich ihn im Tode nicht mehr, sie hatten den Sarg rasch verschlossen, denn selbst die Section war verboten worden. Er war kaum 21 Jahr alt.

Die Lücke, die durch seinen Tod in der Baracke entstand, ist nicht wieder ausgefüllt worden, wenn wir beim Thee im Depot saßen, sprachen wir von ihm, aber das: „Schatz, mein Schatz reise nicht so weit von hier!“ haben sie nach seinem Tode nicht mehr gesungen.

## X.

### Wie Alles verkehrt ging.

Der kennt sie nicht diese Tage, über denen ein eigener Unstern zu walten scheint, wo Alles anders kommt, als wir berechnet, wo sich Mißgeschick auf Mißgeschick häuft und eine unangenehme Nachricht die andere drängt, wo man schließlich seufzend sagt: „Wäre nur der Tag erst zu Ende.“ Ein solcher Tag schien für die Baracken angebrochen zu sein. Gleich im Omnibus fing der Ärger an; eine der Damen hatte eine besondere Suppe für einen Kranken mitgebracht und ein Kännchen damit angefüllt; leider war der Weg tief verschneit, der Wagen stieß also beim Fahren ganz abscheulich, die Suppe wurde verschüttet und mehrere Kleider machten ihre Bekanntschaft in mehr als angenehmer Weise. Der Ton der Unterhaltung ward dadurch ein etwas gereizter und wir kamen bereits verstimmt oben an. In der Küche trafen wir die Mädchen im hellen Zank, und es gelang schwer Ruhe zu schaffen, als — Entsetzen — die Küchen-

dame bemerkt, daß sie den Schlüssel zum Vorrathsschrank vergessen, und es waren weder Eier noch Zucker ausgepackt. Vergebens versicherte die arme Dame, daß sie sofort nach der Stadt schicken werde, es war ein so lauter Jammer, daß man hätte meinen können, des Vaterlandes Wohl hinge von Eiern und Zucker ab. Kaum war der Schlüssel da, so erhob sich im Wäsche-Depot ein neuer Sturm — die Watte war ausgeblieben. Auch hier half es nichts, daß die Depot-Dame versicherte, sie komme in einer Stunde, denn hier waren es nicht nur die Damen, sondern auch die Aerzte, die nach Watte jammerten, scharfe Worte fielen über Nachlässigkeit, nicht zur rechten Zeit bestellen und dergleichen, selbst der Arzt du jour, der sonst ein ganz guter Freund der Depot-Dame war, hüllte sich malerisch in seinen Ueberzieher, schob die Militärmütze tiefer in die Stirn und hielt ihr im reinsten Holsteiner Dialect einen längeren Vortrag über die Uebelstände, die aus dem Ausbleiben der Watte entstehen könnten. Die Antwort der Dame mag nicht sehr liebenswürdig ausgefallen sein, denn mit finsterem Angesicht schritt der Arzt eine Viertelstunde später nach dem Conferenz-Zimmer und spielte in sichtlich erregtem Tempo irgend eine Stelle aus dem Tannhäuser. Unterdessen hatte sich der Himmel ungewöhnt, ein tüchtiges Schneewetter zog herauf, und gerade

heute gab es so viel zu rennen und zu laufen, Gott weiß, warum gerade heute, aber es war so. Mittags brannte die Bohnensuppe an, und die Leute wollten nicht essen, dazu eine Kälte, gegen die kein Feuer helfen wollte, und mitten in all den Nerger hinein braust auf einmal ein Sanitätszug heran, den an dem Tage kein Mensch erwartet hat. Nun muß wieder Feuer gemacht, auf's Neue gekocht werden, Alles rennt, läuft und schreit durcheinander, aber es war ein böser, böser Tag für die Baracken. Sie hatten den einen Kranken in ein Bett gelegt, und ihm eben zu essen geben wollen, als der General-Arzt erklärt: „Er muß sofort in den Operationsaal, sonst giebt's ein Unglück. Stellen Sie ihm das Essen warm, liebes Fräulein.“ Mit dem Bett trugen sie ihn hinüber, es waren nicht viel Kranke im Zug gewesen, ihre Unterbringung hatte also nicht viel Zeit gekostet, und die beiden Küchendamen gingen zum Essen in das sogenannte Damenzimmer.

Es sah so nüchtern aus wie immer mit seinen kahlen mit grauem Papier überklebten Wänden, den alten Schränken, der rothen Chaise longue und dem runden etwas wackligen Tisch. Hier speisten die Aerzte, die gerade du jour hatten mit den Damen aus der Küche und dem Wäsche-Depot, aber so heiter sie auch sonst dabei waren,

heut herrschte die allgemeine Mißstimmung selbst bei Tische. Dem „Grauen schmeckte das Essen nicht, der Ordinirende du jour stritt sich mit der Dame aus dem Wäsche-Depot über Politik, der kleine Assistenz-Arzt aus Tilsit sprach kein Wort und sah gelangweilt in seinen Suppenteller, die Küchen-Dame seufzte, denn einer der Wärter hatte das Essen auf dem Hofe angerichtet, wie sie sagte, das heißt den ganzen Kübel verschüttet, und so traurig sie auch die verschüttete Herrlichkeit betrachtet hatte, sie hatte doch anderes Essen auf die betreffende Baracke schicken müssen und war begreiflicherweise dem Wärter von Herzen gram. Nur die kleine Dorothee, ihre Gehülfin, sah ernst und still zwar wie immer, aber weder gereizt noch müde aus. Sie blieb sich immer gleich, nie habe ich sie über Arbeit klagen hören, lautlos that sie Alles, was kein Anderer thun mochte, ihre Anwesenheit merkte man oft kaum, ihre Abwesenheit aber desto mehr. Da brachten sie den Operirten aus dem Saal, alle Gesichter wandten sich nach dem Fenster. „Um Gottes Willen,“ riefen die Damen, „wo tragen sie ihn denn hin, sie tragen ihn ja nicht nach der Baracke!“ Der Graue sprang auf und öffnete das Fenster, ein College trat heran. „Die Operation war vorbei,“ berichtete er, „wir wollten ihn eben nach der Baracke schicken, da kommt ein Herzschlag, auf der Stelle todt!“ — Todt,

totd! und drüben in der Baracke wärmt dir sorglich eine treue Hand dein Mittagessen, zierlich ordnet sie eben noch das Compott auf einem kleinen Teller, sie sieht nach, ob das Bett in Ordnung ist, sie will dich treulich pflegen, da bringen sie ihr die Nachricht von deinem Tod. Kaum hat sie erfahren, wie du heißt, du bist gegangen und gekommen fast unbemerkt, still faltet die Dame die Hände, beim Anblick aber des weißen Schüsselchens, das auf dem kleinen Heerd steht, bricht sie in Thränen aus!

Ein langer, langer trüber Nachmittag folgte, so ein plötzlicher Todesfall hat etwas furchtbar Erschütterndes, und um die Aufregung noch zu erhöhen, stürzt plötzlich der Leichenwärter mit der Meldung in's Damenzimmer, wo Damen und Aerzte jetzt weder essen noch sich streiten, sondern eine ernsthafte Unterhaltung über Baracken-Einrichtungen führen, der Todte rege sich. Eine schwache Hoffnung dämmert auf in den Herzen, die Aerzte entfernen sich eilig, niedergeschlagen kehren sie zurück, die Hoffnung war vergeblich, er war todt.

„Wäre nur der Tag zu Ende!“ sagten wir zu einander, „käme nur der Omnibus!“ Ja, er kam, wir stiegen auch hinein, waren aber die Anhöhe nicht zur Hälfte hinunter, als er in dem tiefen Schnee stecken blieb, wir aussteigen und zu Fuß nach Hause wandern mußten, wo-

bei wir obenein mehr als einmal hinfielen, denn der Boden war glatt und uneben. Als ich an jenem Abend nach Hause kam, schlugen meine Pulse fieberhaft, und die ganze Nacht sah ich meine Collegin in ihrer Küche stehen und das weiße Näpfchen mit Mohrrüben für den Todten wärmen. Gottlob, daß der Tag zu Ende war!

---

## XI.

### Wie eine Mutter ihren Sohn besuchte.

Eines Morgens erschien eine Frau in den Baracken, deren ärmliche Kleidung die Spuren einer größeren Reise trug, obwohl sie außer einem kleinen Kober kein Gepäck bei sich hatte. In dem harten, den Damen in letzterer Zeit aber bekannt gewordenen Dialect Ost-Preußens, fragte sie nach dem Muskettier N. Als sie Auskunft darüber erhalten, wandte sie sich nach der ihr bezeichneten Baracke und sagte der dort pflegenden Dame: „Ich bin die Mutter von N., komme aus N—“ und sie nannte einen Namen, der schwerlich auf irgend einer Karte zu finden ist — „kann ich ihn sehen, ist er sehr krank?“ Glücklicherweise war er in der Genesung begriffen, und der Augenblick des Wiedersehens soll rührend gewesen sein. Wie aber war die Frau, die obenein nicht mehr jung war, von jenem Dorfe weit, weit hinter Königsberg bis nach Berlin gekommen, sie, die bis dahin nie eine

Eisenbahn gesehen, die von Berlin nur wußte, daß der König da wohne und daß es sehr weit sei?

Die Frau war Wittve und lebte bei armen Verwandten, ihr einziges Kind, eben der Musketier, war Knecht auf einem Bauernhofe und bereits vor Ausbruch des Krieges zum Militair ausgehoben. Mit seinem Regiment marschirte er nach Frankreich, wurde blessirt, und die Mutter hörte lange nichts von ihm. Endlich kam ein Brief, den der Pastor in den Baracken geschrieben, und den sie sich von ihrem Pastor vorlesen ließ. Darin stand geschrieben, daß er im Lazareth liege und sich sehr nach seiner Mutter sehne, sie solle den Herrn Pastor bitten, ihm zu schreiben und deshalb schicke er ihr eine genaue Adresse. Die Frau bedankte sich beim Pastor und wollte am andern Tage wiederkommen, um ihm zu sagen, was er ihrem Sohn schreiben solle. Die ganze Nacht dachte sie darüber nach, und das Mutterherz wurde schwer bei dem Gedanken, daß ihr einziges Kind weit in der Ferne krank liege, sie konnte es nicht mehr aushalten und beschloß kurz und gut, zu ihm zu reisen. Am andern Tage brachte sie sich im Dorfe, ohne Jemand von ihrem Voratz zu unterrichten, von verschiedenen Leuten einiges Geld zusammen, dessen Total-Summe die Höhe von fünf Thalern noch nicht ganz erreichte, packte einen sehr be-

L. Gesetzel, Baracken-Leben.

6

scheidenen Borrath von Wäsche und ein Stück Brod in ihren Kober, suchte den Brief ihres Sohnes mit der Adresse desselben hervor und erklärte ihren Verwandten, sie reise zu ihrem Kinde. Ganz entsetzt starrten sie die Leute an, aber an ein Ausreden ihres Planes war nicht zu denken. „Ich will ihn schon finden,“ dabei blieb sie, „eine Mutter, die ihren Sohn sucht, verläßt der liebe Gott nicht.“ Und so wanderte sie denn wohlgenuth vorderhand bis zur nächsten Kreisstadt, eine beschwerliche, mühsame Fußwanderung. Zufällig fand sie hier einen Eingebornen ihres Dorfes, der sie an den Landrath wies. Auch der war nicht wenig erstaunt über den kühnen Entschluß der Alten, verschaffte ihr aber freie Postfahrt bis nach Königsberg und gab ihr genaue Anweisung, wie sie sich dort zu verhalten habe. Meist ganz allein fuhr das alte Mütterchen im Postwagen, und den Leuten, die hin und wieder einstiegen, erzählte sie auch nur, daß sie ihren Sohn in Berlin besuche, ließ sich aber sonst nicht viel auf Gespräche ein, was überhaupt nicht in dem etwas verschlossenen Character des Ost-Preußen liegt. Nach ein paar Tagen kam sie in Königsberg an und vor Entsetzen über diese riesengroße Stadt hatte sie Alles vergessen, was der Herr Landrath ihr so mühsam begreiflich gemacht hatte. Völlig verloren und verlassen stand die arme

Alte in der wildfremden Stadt da und meinte bei sich, die Reise nach Berlin sei doch nicht so leicht, aber den Muth verlor sie nicht. „Ich muß zu meinem Sohn, und ich werde zu ihm kommen.“ Nach vielem vergeblichen Nachdenken fiel ihr endlich wieder ein, daß der Herr Landrath gesagt habe, von Königsberg aus müsse sie mit der Bahn nach Berlin fahren. Kurz entschlossen fragte sie den nächsten Vorübergehenden, wo die Eisenbahn nach Berlin ginge, und nachdem sie mehrfach irre gegangen, kam sie schließlich wirklich auf den Bahnhof, wo sie einen Gepäckträger fragte, wie sie nun nach Berlin komme. Der Mann hatte Mitleid mit der armen, einfältigen Frau, er löste ihr ein Fahrbillet vierter Classe, wozu der Rest ihrer Baarschaft gerade hinreichte, denn sie hatte unterwegs doch ab und zu ein paar Groschen für ihre Nahrung ausgeben müssen, brachte sie glücklich in den Wagen, holte ihr auch noch eine leere Kiste, auf der sie sitzen konnte, und wünschte ihr glückliche Reise. Etwas bange wurde ihr doch auf dieser Eisenbahnfahrt, wie so Städte und Dörfer an ihr vorbei flogen und sie doch Niemand sah, der alle die Wagen von der Stelle bewegte, dazu kam endlich der Hunger, aber eine Mutter, die zu ihrem Sohn geht, verläßt der liebe Gott nicht, wie sie selbst gesagt hatte; ihre Reisegefährten boten ihr von ihren

Vorräthen an, und endlich rief der Schaffner in den Wagen hinein: „Berlin!“ Jetzt bebten der Alten die Kniee, nun mußte sie ja gleich bei ihrem Sohn sein, ihrer Meinung nach, sie holte die Adresse vor und fragte, wo der Weg nach den Baracken ginge. Anfänglich antwortete ihr Niemand, man rief, stieß und drängte, kein Mensch kümmerte sich um die Alte, die von der Menge mit fortgerissen wurde und auf der Straße stand, krampfhaft ihren Zettel festhaltend, indem sie die einzige Möglichkeit sah, zu ihrem Sohne zu gelangen. Und sie gelangte zu ihm, sie fragte sich wirklich durch, Mutterliebe kennt nun einmal keine Hindernisse, und da saß sie denn lachend und weinend am Bett ihres Sohnes, dessen Erstaunen gar kein Ende fand, wie sie es nur angefangen habe, die lange, lange Reise zu machen, und ihn wirklich zu finden.

Glückliche Tage verlebte die tapfere Alt-Preußin in den Baracken, sie war von allem entzückt und meinte, so gut könne es keine Prinzessin haben. Auf die besorgte Frage des Sohnes: „Aber Mutter, wie kommt Ihr wieder zurück, Ihr habt kein Geld, und ich habe auch fast nichts!“ erwiederte sie ganz vergnügt: „das wird der liebe Gott schon machen!“ In der That sollte sie eine bequemere Reise haben, dafür sorgte die Pflegerin ihres Sohnes, die bei ihren Colleginnen eine ganz anständige Summe

für sie sammelte und ihr freie Fahrt nach Königsberg verschaffte. Etwas besorgt sahen wir sie doch abreisen, sie hatte jetzt eine für ihre Verhältnisse große Summe Geld bei sich, wenn sie unvorsichtig war, konnte ihr nicht ein Unglück geschehen? Aber Unvorsichtigkeit liegt nicht im Character des Ost-Preußen, der von Natur schlau ist, selbst wenn er von der Welt noch weniger gesehen hätte, als die Mutter des Musketiers. Es dauerte auch gar nicht lange, so kam ein Schreiben vom Pastor, der den Dank der Alten aussprach und ihre glückliche Heimkehr meldete. Der geistliche Herr fügte noch hinzu, sie könne gar nicht müde werden zu erzählen und werde nicht wenig angestaunt über ihre Wanderung, ja die Wittve eines Gutsbesizers aus der Umgegend, die selbst nie aus Ost-Preußen heraus gekommen, habe sie holen und sich von ihr erzählen lassen, wie es in Berlin aussähe. Jetzt ist auch ihr Sohn wieder bei ihr, um den sie so treu und tapfer die Reise nach Berlin angetreten hatte.

---

## XII.

### Aus einer Passanten-Baracke.

Auf dem Schienenstrang vor den Baracken hält der Sanitätszug; die Kranken, die er gebracht, sind bereits in die einzelnen Baracken getragen, der Zug ist leer, einzelne Damen durchschreiten ihn, vom ersten Wagen bis zum letzten, denn um einen Verkehr während der Fahrt zu ermöglichen ist eine Verbindung zwischen den einzelnen Wagen hergestellt. Der letzte von allen ist der Küchenwagen, der eine kleine aber vollständig eingerichtete Küche nebst einem Vorrathskämmerchen enthält, auch eine Apotheke, ein besonderer Wagen für die begleitenden Schwestern, ein Zimmer für die Aerzte befindet sich auf den Sanitätszügen, deren ganze Einrichtung mich immer lebhaft an die eines Schiffes erinnert hat. Die Vorrichtungen für den Transport der Kranken selbst sind verschieden und im Augenblick ist es noch eine offene Frage, welche die zweckmäßigste ist. Jedenfalls sind für mich alle Sanitätszüge ein Beweis dafür gewesen, wie erfindereich

die Liebe ist, wenn die Wissenschaft ihr die Hand reicht; vor allen Dingen aber sind sie ein sprechendes Zeugniß für die Fortschritte in der Krankenpflege; wer den Transport der Blessirten auf den Sanitätszügen mit den Schilderungen unserer Großmütter aus dem Jahre 1813 vergleicht, wird mir Recht geben. Auf der anderen Seite sind sie ein erfreuliches Zeichen des National- Wohlstandes, denn auch mit den größten Opfern wäre man anno 13 nicht im Stande gewesen, dergleichen Transportmittel zu beschaffen. Der Sanitätszug wurde also von einzelnen Damen, denen er keine Kranken gebracht hatte, einer genaueren Besichtigung unterworfen, während die Aerzte an neue undankbare Arbeit zu gehen hatten. Wenn sich der Leser über den Ausdruck undankbare Arbeit wundert, will ich ihm mittheilen, daß derselbe in seiner vollsten Bedeutung zu nehmen ist. Es giebt keine undankbarere Stellung als die eines Arztes an einem Lazareth, wo ihm freiwillige weibliche Krankenpflege zur Seite steht, ein Grund mehr, warum die meisten Aerzte so entschiedene Gegner derselben sind. Einmal wird es von den meisten Vorständen veräußt, den Damen strikten Gehorsam gegen die Befehle des Arztes immer und immer wieder zu predigen, und schon daraus entstehen eine Menge Unannehmlichkeiten, die dem Ganzen schaden und dem Arzte

die ohnehin schwere Arbeit noch schwerer machen. Die leiseste Opposition schon müßte mit Strenge unterdrückt werden, wer seinen eigenen Willen durchsetzen will, gehört nicht ins Lazareth. Dann kommt die Neigung vieler Frauen, auf eigene Hand zu curiren, hier hinter dem Rücken des Arztes homöopathische Tropfen zu geben, dort ein Senfpflaster zu legen, und sich damit zu trösten, wenn es nichts nützt, schadet es doch nichts. Ganz abgesehen davon, daß Dinge, die nichts nützen, immer schaden, raubt die Dame, ohne es zu wollen, dem Arzt ein Stück seiner Autorität dem Kranken gegenüber. Der Grundgedanke der weiblichen Krankenpflege muß nun einmal der sein, nur als helfende Hand aufzutreten, sich immer zurück zu ziehen und nie selbstständig auftreten zu wollen; fällt ihr doch ohnehin meist der ganze Ruhm zu, wenn ein Kranker nach langem Leiden endlich außer Gefahr ist, denn des Arztes, der vielleicht, wenn die Dame schon lange behaglich zu Hause an ihrem Kamin saß, noch sorgend und sinnend am Bett des Kranken stand, der vielleicht manche Nacht bei ihm wachte, denken die Wenigsten dann; die pflegende Dame, die Schwester ernten das Lob und die Dankbarkeit ein, das man ihrem treuen Walten gewiß nicht schmälern will, in dessen Ausschließlichkeit aber doch eine leise Ungerechtigkeit gegen die Aerzte liegt, die man auf der andern

Seite für jede schlimme Wendung im Verlauf einer Krankheit verantwortlich macht. Freilich stehen sie in Mitten ihres Berufs, und man könnte sagen, daß sie nur ihre Pflicht thun, aber einmal bringen die Aerzte im Kriege wirklich Opfer, wenn sie freiwillig in die Lazarethe gehen und ihre für sie doppelt kostbare Zeit zugleich mit ihren Kräften daran geben, und andererseits thut die freiwillige Krankenpflege doch auch nur ihre Pflicht, wenn sie so treu und umsichtig ist, wie nur möglich. Die Stellung und Behandlung der Aerzte in den Lazarethen ist vielfach ein wunder Punkt auch in diesem Feldzuge gewesen und Allen, die sich bei der weiblichen Krankenpflege betheiligen, möchte ich nur das Eine bemerken, daß die Aerzte, wenn es sein muß, auch ohne die Hülfe der Frauen in den Lazarethen fertig werden können, die Frauen aber schwerlich einen Erfolg bei ihrer Pflege erringen würden, ohne die Aerzte. So viel ist dies Thema besprochen worden und so wichtig ist es, daß ich dadurch ganz vom Sanitätszug und von meiner Passanten-Baracke abgekommen bin. Jeder Sanitätszug bringt nämlich eine Anzahl Reconalescenten aus den Lazarethen mit, die er berührt hat, meist innerlich Kranke, die auf den Baracken ein paar Ruhetage, oft nur Stunden, genießen sollten, ehe sie in der Stadt, in den für solche Zwecke errichteten

Lazarethen untergebracht wurden. Zu ihrer Aufnahme war eine besondere Baracke bestimmt, die in den Zwischenzeiten bald als Trockenplatz, bald als Schneiderwerkstatt diente. Wenn ein Zug angezeigt war, wurde sie schnell aufgeräumt, die Betten rein überzogen und war dann in Nu mit müden und hungrigen Soldaten angefüllt. Zuweilen waren es 40—50 Mann und das Speisen derselben war dann in der That eine Aufgabe, aber sie sind noch immer satt geworden. Aus der Küche wurden die größten Kübel mit Essen, die reichlichsten Fleisch-Portionen geschickt, ich ließ sie an die Betten treten, und der Reihe nach mußten ihnen die Wärter das Essen reichen; schwierig war die Sache insofern, als jede Baracke immer nur 30 Schnäpfe und ebensoviel Löffel enthielt, da sie auf 30 Personen eingerichtet waren; ich mußte mir dann von anderen Baracken das Geschirr borgen und während dessen löste sich die Ordnung vollständig auf, die Wärter vergaßen, wenn sie gegeben und es half weiter nichts, als daß ich dann den Major, unsern militairischen Oberbefehlshaber, herbeiholte, unter dessen Commando die Sache dann sehr schnell von Statten ging. Der Hunger war gewöhnlich das Hauptleiden der Passanten, aber sie seufzten doch leise, wenn sie zufällig mit Reis oder Erbsenwurst empfangen wurden; Beides hatten sie im Felde zur Genüge kennen gelernt.

Gab es dagegen Mohrrüben mit Rindfleisch, dann hieß es: „Ach Gott, man merkt doch gleich, daß man wieder zu Hause ist!“ In den kalten Wintertagen empfangen wir sie gewöhnlich mit Glühwein, den sie auch gar gern tranken, viel lieber aber noch war ihnen die Flasche Bier, die sie zu Mittag erhielten. Gewöhnlich waren sie auch in Rücksicht auf ihre Kleidung im schauerhaftesten Zustande, aber es mußte erst viel hin und her gesprochen werden, ehe man ihnen helfen konnte. Der Grund lag darin, daß der Fall bei der Einrichtung des Lazareths nicht vorgesehen war und sich nun nirgends eine Bestimmung in Bezug auf Passanten vorfand. Unsere Vorräthe durften wir nicht zu arg angreifen, weil wir sie sonst unsern stehenden Kranken hätten, entziehen müssen und der Fiscus hielt die seinigen natürlich erbarmungslos fest. „Wenn nur der Fiscus nicht wäre,“ sagte der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. oft scherzend, und ich mußte immer daran denken, wenn wir Passanten hatten. Das Ende vom Liede war gewöhnlich, daß wir doch unsere Vorräthe plünderten; es waren ja auch Soldaten und manchmal dauerte es recht lange, bis sie entlassen wurden, einmal blieben 25 Mann volle 14 Tage, und als sie dann fort mußten, wurde es ihnen ordentlich schwer; ein guter Theil war inzwischen ganz gesund geworden und ging

direct zum Ersatz-Bataillon. Gewöhnlich aber glich die Passanten-Baracke einem Zigeuner-Lager, mit der Uniform warfen sich die Leute todtmüde auf die Betten, um ein paar Stunden zu schlafen, Einer benutzte die Zeit, um rasch einen Brief zu schreiben, dann kam das Essen, gleich darauf erschienen meist die großen Wagen, die sie abholen sollten, in aller Eile wurde ihnen noch Caffee gegeben, wenn sie schon auf dem Wagen saßen, die Cigarren gereicht und dann fuhren sie davon, wie sie gekommen. Dann wurde die Baracke gescheuert, gefegt, und die Wärter begannen Häckelsäcke in ihr zu stopfen.

Nüchtern und langweilig stand die Passanten-Baracke am äußersten Ende der Gruppe, Niemand geht herein und heraus, still und todt bleibt sie, nur der Wind treibt sein Spiel mit der Fahne, die darauf steckt, Tag ein, Tag aus herrscht dieselbe Dede darin und dann ist eines Morgens wie mit einem Zauberschlage alles anders geworden. Da laufen die Wärter hin und her, der Arzt du jour eilt hinein, am Heerde in der Küche steht eine der Damen und wärmt den Glühwein, drinnen in der Baracke brennt ein lustiges Feuer, eine Gruppe von Grenadieren hat sich um den Ofen herumgesetzt und schwätzt über Kriegsabenteuer, hin und wieder stöhnt oder jammert ein Kranker, heut gleicht sie ganz den anderen Baracken, ja es ist noch

mehr Leben darin, und den anderen Tag ist alles wieder beim Alten. Mit dem Aufhören der Sanitätszüge ist die Passanten-Baracke als solche überflüssig geworden, und ihre kleinen Neben-Räume werden auch nur noch als Vorrathskammer benutzt. Außer der Gräfin-Mutter, die den Schlüssel zu den Vorräthen hat, und des getreuen Küchen-Wärters Carl in himmelblauer Jacke, dem man den ehemaligen Kellner noch immer an der Geschwindigkeit mit der er seine langen, dünnen Beine hin und her wirft, ansieht, kommt kaum noch Jemand dorthin. Die Passanten-Baracke war der Kaleidoscop des Lazareths, immer neue, immer andere Bilder, aber keines ist in der Erinnerung haften geblieben, weil sie zu schnell aneinander vorübergeflogen sind. Dann ist das Instrument fortgelegt worden bis zum nächsten Sanitätszug, der es von Neuem geschüttelt hat, und so ist's gegangen Wochen-, Monatelang, es war auf der Passanten-Baracke eben Alles nur en passant.

---

### XIII.

#### Fritz Reuter in den Baracken.

Die im Schnee vergraben lag die hölzerne Stadt, zu beiden Seiten der mühsam gebahnten Fußwege war die weiße Decke zu Wällen aufgethürmt, die Sonne flimmerte in bunten Lichtern auf all' den Flocken und Flöckchen, die da ausgebreitet lagen, und schneidend scharf wehte der Wind über das offene Feld. Behaglich wars nicht an solchen Tagen, weder in noch vor den Baracken. Drinnen wurde zwar geheizt und eine wollene Decke nach der andern auf die Betten gelegt, aber die Fenster standen doch offen, um den fliegenden Zug beizubehalten, dessen günstige Wirkung auf die Wunden kaum noch angezweifelt werden konnte, draußen aber wars so bitter kalt, daß weder Mäntel noch Tücher schützen wollten, und die Damen in den allerfeltfamsten Verhüllungen, deren Muster weder der „Bazar“ noch die „Victoria“ gebracht hatten, herum-liefen. Ich flüchtete mich gleich nach dem Essen auf die Baracke, die mir die Liebste von Allen war, weil ich dort

Damen, Aerzte und Kranke am Besten kannte und von Anfang an manchen frohen Augenblick dort verlebt hatte. Es war die Letzte von Allen, dicht neben der Passanten-Baracke; auf dem Wege begegnete mir die Gräfin-Mutter in Mantel und Capotte, vorsichtig auf einen Stock gestützt; sie war in der Offiziers-Baracke gewesen und Gott weiß, wohin sie nun wieder wollte, sie war eben überall zum Entsetzen ihres Wärters, der trübselig sein graues Haupt schüttelte, daß die Puschel auf der gestrickten wollenen-Mütze hin- und herwackelte, und ängstlich sagte: „Unsere Mutter wird's so lange treiben, bis sie da liegt!“ Noch aber wanderte unsere Mutter, die am Liebsten Alles allein gethan hätte, rüstig der Küche zu und ich begab mich in das Depot der letzten Baracke, dort stand der hübscheste bequemste Lehnstuhl von der Welt, und man gab mir Schuld, meine häufigen Besuche auf dieser Baracke gälten vornehmlich diesem Lehnstuhl, in den ich mich auch jetzt so behaglich wie möglich niederließ. Mir gegenüber saß Fräulein Hedwig, die pflegende Dame, die heute Dienst hatte, und die Holtei's Landsmännin keinen Augenblick verläugnen konnte. Fräulein Hedwig war wider ihre Gewohnheit verstimmt, vor ein paar Tagen war ihr ein Kranker gestorben und heute zeigte ein Anderer ganz bedenkliche Symptome, Dinge, die nicht günstig auf die Laune

pflegender Damen wirken; dazu kam die Kälte, die nur in nächster Nähe des eisernen Ofens zur glühenden Hitze wurde, kurz, es war kein Wunder, wenn wir ziemlich verdrossen ein Gespräch über die intimsten Baracken-Geheimnisse anfangen, wozu Hedwig die Melodie der Bettel-Arie aus dem Propheten vor sich hin summt. Nach und nach gewann der Humor die Oberhand, wir fingen an herzlich zu lachen über Dinge, die uns zehn Minuten vorher geärgert hatten, und mitten in unseren Baracken-Bekennnissen wurden wir durch zwei Assistenz-Aerzte, den „Grauen“ und den „Ost-Preußen“ unterbrochen, denen es offenbar zu kalt war, in ihrem Conferenzzimmer Clavier zu spielen, da sie das Wäsche-Depot, dem sie gewöhnlich nach Tisch einen Besuch abzustatten pflegten, verschlossen gefunden hatten. Der Ost-Preuße nahm ruhig, mit einer gewissen alt-testamentarischen Würde, Platz, mit trockenem Humor erzählte er Baracken-Geschichten, zu denen wir den Commentar lieferten, der Graue durchmaß das Depot, womit er bei dessen Enge schnell fertig wurde, er war sichtlich erregt, entweder hatte er am Abend vorher eine zu starke Morphinum-Einspritzung bekommen, was er zu unserem Leidwesen öfter that als nöthig, oder es hatte „Kloß“ zu Mittag gegeben, den er haßte; zufällig entdeckte er zwischen Binden und Compressen ein paar Bücher; sie

öffnen und mit dem entzückten Ausruf: „Reuter“ sich niederlassend war Eins. Auch uns durchzuckte das Wort Reuter gar freudig, unwillkürlich kam uns der Gedanke, daß ja der Graue sein Landsmann sei, und schon fragte uns dieser, ob er uns nicht ein paar Seiten vorlesen sollte. Fritz Reuter in den Baracken vorlesen hören, sich in die Welt des Dichters zu versenken, statt von Compressen, Resectionen, Frühstück und Chloroform zu hören, denn darauf liefen die Unterhaltungen schließlich doch immer hinaus, der Gedanke hatte etwas unbeschreiblich Wohlthuendes. Wir nickten dem Grauen eilig Gewährung und im reinsten Mecklenburgisch, aber mit Ausdruck und Gefühl begann er uns Linings und Minings Liebesgeschichte vorzulesen. Anfänglich war ich zerstreut, ein Fehler, in den wir Alle leicht verfielen, weil uns in der That zu viele Dinge durch den Kopf gingen, auch war ich jeden Augenblick auf eine unliebsame Störung gefaßt, denn die freien Minuten waren gezählt in den Baracken; nach und nach aber lockte mich der eigenthümliche Reiz, der in Reuter's Dichtungen liegt, doch so unwiderstehlich, daß ich alle kleinen und großen Baracken-Sorgen vergaß und gleich den Anderen so eifrig zuhörte, als hätte ich gar nichts Anderes zu thun. Einzelne kleine Unterbrechungen fanden natürlich doch statt, aber wir achteten sie nicht groß, die

Wärme des Ofens begann sich nach und nach dem ganzen Raume mitzutheilen, es wurde so behaglich, als säßen wir daheim, und der Graue las unverdrossen weiter, bis die Gräfin-Mutter nach mir rief und ich mich mit schwerem Herzen losriß. — Am andern Tage aber saßen wir wieder auf derselben Stelle und der Graue hatte den Reuter von selbst zur Hand genommen, am dritten Tage vermehrte sich sein Auditorium, Fritz Reuter war Mode geworden in den Baracken, denn auch die verschiedenen Baracken-Kreise hatten ihre Moden, wie die Gesellschaft jeder andern Stadt. Mir war diese Mode eine der angenehmsten, schon Vormittags freute ich mich auf die Vorlesung, die Zeit war auch entschieden besser angewendet, als wenn wir uns in unseren Mußestunden auf den Baracken-Klatzch geworfen hätten, den zu unterdrücken wir uns zwar Alle redlich Mühe gaben, der aber doch nicht ganz ausblieb, wie das in einer kleinen Stadt nicht anders sein kann. Ich denke sehr oft an diese gemüthlichen Vorlesungen, und den Reuter habe ich seitdem noch lieber; er schaut mich immer an wie die Märchen meiner alten Tante, die ich als Kind so gern hörte, es umweht mich wie Frühlingsdunst und Vogelsang, ein Heimweh nach der Kinderzeit beschleicht mich, aber nirgends that solch ein Gefühl der Seele wohler als im Lazareth, wo die Prosa

des Krieges ihr nüchternes Antlitz oft in der abschreckendsten Weise zeigt. — Drinnen in der Baracke schlummerten die Kranken trotz Wind und Kälte, im Depot saßen wir, jeden Augenblick für sie bereit, die eisige Kälte vergessend und uns zu neuer Arbeit stärkend durch den warmen Sonnenstrahl der Poesie!

---

#### XIV.

##### Von einem amerikanischen Doctor und einem einigen Deutschland.

Wenn ich einmal ein Buch über die originellen Menschenkinder schreiben wollte, denen ich in meinem Leben begegnet bin, so dürfte Dr. L. nicht darin fehlen. Dr. L. war ein Nord-Amerikaner, a Virginia-Man, wie er selbst voll Stolz bemerkte, hatte vor drei Jahren eine geliebte Frau mit ihrem Kinde begraben und war nach Deutschland gegangen, um in der Fremde bei neuen Studien seinen Schmerz zu vergessen. An einem Preussischen Lazareth hatte er eine Anstellung genommen aus Begeisterung für die „hübschen braven Soldaten des lieben alten Königs Wilhelm“ wie er sich ausdrückte, und ihrer Behandlung unterzog er sich mit einer Gewissenhaftigkeit, die ihres Gleichen suchte. Vom Morgen bis zum Abend war er in den Baracken, nach dem Verbinden saß er in einem Lehnstuhl im Saal, las seine Zeitung, schrieb Briefe, aber immer war er mitten unter seinen Kranken, oft bis

nach Mitternacht. Unaufhörlich sann er über Verbesserungen des Systems nach, überall legte er selbst Hand an, ja zu meinem Entsetzen entdeckte ich ihn eines Morgens auf dem Dache, wo er eine schadhafte Stelle desselben untersuchte. Eine eigenthümliche Mischung von Pedanterie und Poesie ging durch seine Natur, mit glänzenden Augen erzählte er die märchenhaftesten Träume von Zauber-  
gärten und schwarzlockigen Jungfrauen, declamirte englische Gedichte, ließ sich mit seiner Schwerfälligkeit im Deutsch-Sprechen lächelnd necken und war dann plötzlich wieder über eine ganz harmlose Bemerkung tagelang verlezt. Dr. T. war nicht nur streng kirchlich gesinnt, sondern auch ein eifriger Freimaurer und pflegte seine Sympathien ebenso unumwunden zu äußern wie seine Antipathien, zu denen hervorstechend die Oestreicher und Kalbsbraten gehörten. Gewöhnlich kam er von dem einen auf die andern und warf sie in der drolligsten Weise durcheinander. Auf seinen Doctor-Titel war er so stolz, daß es kein besseres Mittel gab ihn zu erzürnen, als wenn man ihn einfach Mr. T. anredete. Bei allen Wunderlichkeiten aber die ihm eigen waren, hatte er sich die Achtung Aller, die im Lazareth mit ihm zusammen kamen, erworben, und ungern nur sahen wir ihn scheiden, als ihn plötzlich das Heimweh in sein Vaterland zurücktrieb. Zuweilen hatte er einen ihm

ganz eigenen trockenen Witz, der ihm gar nicht übel stand und am Mittags-Tisch oft helles Gelächter hervorrief. Im Scherz hatten wir ihn den Vater genannt, im Gegensatz zu der Dame, die damals den Vorsitz am Tisch führte und die wir „Lazareth=Mutter“ nannten, weil sie nicht nur am Tage den Baracken sich widmete, sondern auch Nachts dort schlief und Alles, was sich im Lazareth vereinsamt fühlte, in ihren mütterlichen Schutz nahm; die Gräfin=Mutter war Mutter des Ganzen, die Frau Rätthin die Mutter des Einzelnen und Dr. T., der ja auch über die Jugendblüthe hinaus war, stand ihr als Vater würdig zur Seite. Zwiste zwischen Vater und Mutter rief meist der Kalbsbraten hervor, den der Doctor nun einmal nicht essen wollte oder sein Zuspätkommen, denn bei aller Pedanterie war Pünktlichkeit beim Essen nicht seine Haupttugend. — Großen Antheil nahm er an der durch den Krieg herbeigeführten politischen Entwicklung Deutschlands und übertrug diese Vorliebe für ein einiges Deutschland sogar auf seine Wissenschaft. Unter seinen Patienten befand sich ein verwundeter Preuße, bei dem eine Transplantation angewendet werden sollte; das heißt eine große Wundfläche sollte durch Auflegen von Haut schneller vernarben, und Dr. T. benutzte nun außer der eigenen Haut des Kranken noch die dreier Anderer, die

mit ihm auf derselben Baracke waren, und als die Operation vorüber war, sagte er lachend: „Wissen Sie warum ich gerade die drei ausgesucht habe? Weil der Eine davon ein Bayer, der andere ein Württemberger und der dritte ein Sachse ist, wenn diese viererlei Haut nun zusammen heilt, hat er ein einiges Deutschland auf seinem Arm!“ Der Gedanke war so köstlich originell, daß ich den Kranken nachher nie ohne Lachen sehen konnte, und auch den Anderen bereitete es viel Spaß, sie erkundigten sich jeden Tag nach dem einigen Deutschland, für das sie ihre Haut hingegeben hatten, ebenso freudig wie für das wirkliche Deutschland ihr Blut. — Ein böses Omen für das einige Deutschland aber war es, daß die fremde Haut nicht anheilen wollte und Dr. T. bemerkte ärgerlich: „In der Preussischen Haut steckt etwas Besonderes; sie fügt sich und heilt an, aber die Fremden fügen sich ihr nicht und heilen nicht!“ Selbst auf dem Arm eines bleesirten Kriegers hatten die Süddeutschen Mißtrauen gegen Preußen und wollten sich ihm nicht anschließen, Preußen mußte wirklich allein bleiben auf der Wunde, die fremde Haut fiel ab und vertrocknete, gerade wie der Sturm aus den schwarz-weiß-rothen Fahnen auf den Baracken mit Vorliebe die rothen Streifen herausriß, so daß eines schönen Morgens die alten schwarz-weißen Fahnen lustig im Winde

flatterten. Ich will gestehen, daß ich es mit stillem Vergnügen bemerkte, trotz aller Begeisterung für das neue deutsche Reich, das Redwitz damals noch nicht in 500 Sonnetten besungen hatte — wenigstens hatte ich sie noch nicht gelesen. Aus deutschen Sonnetten machte sich unser Amerikaner nicht viel, aber desto mehr aus deutschen Instrumenten. In Bezug auf seine Messer und Scheeren war er ein Verschwender, sie mußten die feinsten Elfenbeingriffe haben, und wenn er eins seiner Bestecke öffnete, blitzte und flimmerte es darin von allerfeinstem Stahl, alles mit einer Zierlichkeit auf Sammet geordnet wie das Schmuckkästchen einer Salon-Dame; aber die Einigkeit Deutschlands hatte er doch nicht dauernd herstellen können. Das müssen wir Deutschen wohl ohne amerikanische Beihülfe selbst versuchen!

## XV.

### Ein böser Irrthum.

Mit festem, sicheren Tritt schreitet der Major über den festgefrorenen Boden dahin, er hat sich in den Mantel gehüllt, denn es ist grimmig kalt, aber sein Gesicht ist freudenhell, das Schreiben, welches er in der Hand hält, muß eine freudige Nachricht enthalten, sein „Guten Morgen“, mit dem er die Baracke betritt, klingt noch freundlicher als sonst, aber wider seine Gewohnheit tritt er nicht zuerst an die Betten der beiden Offiziere, die der Thür zunächst liegen, sondern er wendet sich zu einem der Kranken, dessen blasses Gesicht seltsam absticht gegen den dichten dunklen Bart, der es einrahmt. „Er. Majestät der König“, beginnt der Major mit zitternder Stimme, der Kranke fährt auf, seine Augen durchbohren das Schreiben, welches der Major in der Hand hält, „haben dem Grenadier N. das eiserne Kreuz zu verleihen geruht!“ „Das bin ich“, stammelte der bleiche Kranke und streckt die Hand nach dem Briefe aus. Die Aerzte sind zu ihm getreten; der

Ordinirende, eine hohe Gestalt, die um Kopfeslänge alle Andern überragt, blickt mit seinen durchdringenden scharfen Augen besorgt auf den zitternden Mann, er fürchtet die Aufregung, der Assistenz-Arzt versteckt seine Theilnahme und Rührung hinter einem finstern Gesicht und einer halblaut geflüsterten boshaften Bemerkung, die mehr vom Munde als vom Herzen kommt. Aus großen dunkeln Augen blickt der eine der verwundeten Offiziere herüber, sich wohlgefällig den Bart streichend, er gönnt dem Armen, dessen Leben an einem Faden hängt, die Freude — da gelbt ein Schrei durch dem Saal, der Kranke sinkt in sein Kissen zurück — „das Kreuz ist ja nicht für mich,“ stöhnt er und Thränen rollen über die in der Krankheit so schmal gewordene Wange. Bestürzte Gesichter sehen einander an, ruhig wie immer — dafür ist er in Pommern und obenein im Lande Stargard geboren — nimmt der Ordinirende das Schreiben und liest es aufmerksam durch. Ja, der Name stimmt und das Regiment auch, aber die Compagnie nicht, es sind zwei desselben Namens im Regiment und für den Kameraden, der ebenfalls in der Barake lag, war das Kreuz bestimmt. Da stand's schwarz auf weiß, und der arme Getäuschte lag da mit fliegender Brust und glühenden Wangen, das Gefühl der tiefsten Bitterkeit im Herzen, da neigt sich ein zartes Frauenantlitz

über ihn, goldig quellen die Locken unter dem weißen Häubchen hervor, in Thränen schwimmen die dunkeln Augen, und die weiche Stimme flüstert Trostesworte, wie sie das Herz in solchen Stunden eingiebt. Der Bleßirte erfaßt die Hand der pflegenden Dame, er hört ihr zu, er wird ruhiger, nur einmal flüstert er in einem Tone, der Allen durch die Seele geht, dazwischen: „Madame, ich hätt's wohl auch verdient!“ Dann lag er den Rest des Tages still und ruhig in seinen Kissen; aus Theilnahme für ihn schwiegen die Andern auch meist, selbst die Lieutenants plauderten nur leise miteinander. Die Dame wich nicht von seinem Bett und die Aerzte sahen wenigstens verstohlen nach ihm hin. Der Jubel, in den der richtige M. über sein eisernes Kreuz ausbrach, fand diesmal in des Majors Seele keinen Widerhall, worüber sich der Glückliche gewiß gewundert hat, denn Jedermann in den Baracken wußte, daß es kein theilnehmenderes Herz gab als daß des Majors, dessen Augen so hell leuchteten, wenn einem der Leute eine Freude widerfuhr, in dessen weißen Bart die Thräne vollte, wenn er seines Königs Krieger leiden sah. — Zu dem armen Getäuschten aber trat am andern Tage die pflegende Dame und überreichte ihm, von Blumen umgeben, ein Kreuzlein, in dessen Mitte König Wilhelms Bild angebracht war, das sollte

er zum Andenken tragen. Er drückte die Hand der gütigen Dame, aber die Täuschung lastete auf seiner Seele, und seine Lippen lernten nur schwer lächeln. Indessen wurden namentlich von Seiten der Dame, die viel einflußreiche Verbindungen hatte, alle möglichen Schritte gethan, um das Kreuz für den armen N. doch noch zu erlangen, das er in der That so redlich verdient hatte, wie nur irgend Einer. Ob sie König Wilhelm die traurige Geschichte nach Versailles ins Hauptquartier berichtet haben, und sein Königs Herz mit N. gefühlt hat, oder ob der Tapfere vom Regiment noch vorgeschlagen wurde, weiß ich nicht, aber einige Woche später kam der Major wieder in die Baracke und brachte ihm das Kreuz doch noch. „Ist's aber auch wirklich wahr?“ fragte er seine Pflegerin bebend vor Aufregung, und dann wollte er's gar nicht wieder aus der Hand lassen. Ganz sicher war er erst seiner Sache, als die Dame ihm den Lorbeerkranz über das Bett hing, mit dem wir die Ritter des eisernen Kreuzes auszuzeichnen pflegten.

## XVI.

### Wie die Weihnachtslichter brannten.

Am Tage vor Heilig-Abend war es, wir hatten gewaltig geschafft und gearbeitet in den letzten Tagen, namentlich die vier Damen, die das sogenannte Weihnachts-Comité bildeten, nun war endlich Alles zur Stelle, die Vertheilung war beendet, das heißt jede Dame war im Besitze der Sachen, die sie ihren Pflegebefohlenen bescheeren sollte, und wir warteten nur auf die Dunkelstunde, um die Lichter an den Weihnachtsbäumen anzuzünden, mit deren Ausschmückung unsere Kranken sich in den letzten Tagen die Zeit vertrieben hatten. Die Dunkelheit ließ nicht lange auf sich warten, ein Dezentag ist kurz, er kam uns heut kürzer vor denn je und vor der Menge der Arbeit, in dem Weihnachtsgefühl spürten wir die grimmige Kälte weniger als an anderen Tagen, wo uns doch manchmal das Weinen näher war als das Lachen. In allen Baracken huschten die Damen geschäftig mit den Tischchen der Leute in's Depot, legten die für den

Kranken bestimmten Sachen darauf, bedeckten ihn mit einem weißen Tuch und trugen ihn wieder an's Bett unter den schärfsten Vermahnungen nicht neugierig zu sein, hie und da zupfte doch Einer an dem Tuche, zog aber die Hand erschrocken zurück, wenn ein Kamerad ihm zurief: „Nicht neugierig sein!“ Die Weihnachtsbäume prangten in der Mitte des Saales, bunte Papierketten, Sterne und Kreuze zierten dieselben, zierliche Körbchen und Blumen hingen daran, Alles von der Hand der Bleffirten gemacht, unter denen gar geschickte Leute waren. Es war eigentlich alles fertig, wir warteten nur auf unsere Königin, die schon etliche Tage vorher hatte sagen lassen, sie wolle an unserer Bescheerung theilnehmen, sich im Glanze unserer Weihnachtsbäume freuen, da ihr diesmal keiner leuchten werde. Vor der Thür stand ein Wärter, der die Ankunft der Herrscherin melden sollte, und in dem Moment, wo der Wagen zum Thor hereinfuhr, auch wirklich mit Donnerstimme rief: „Ihre Excellenz die Königin kommt!“ Die Excellenz war ihm wohl bekannter und geläufiger als die Majestät.

Am Wagen der Königin erschienen Fackelträger um sie über das nur vom Sternenlicht erhellte Feld zu geleiten, als sie aber den Fuß zur Erde setzte, flammte es in allen Baracken zu gleicher Zeit auf von unzähligen Lichtern und

über das stille Feld hin klang es feierlich und freudig von den Lippen der wunden Helden: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Und mitten in die heilige Nacht hinein gellt der Pfiff der Locomotive, das Brausen des Eisenbahnzuges, zum Weihnachtsfest bringen sie uns der Pflegekinder noch mehr. Da liegen sie in den Wagen stöhnend und jammernd, aus Frankreich kommen sie, aus dem fremden Lande, wo man kein deutsches Weihnachtsfest kennt, ach, und sie wären froh, wenn man sie in den Wagen liegen ließe, aber sie werden herausgetragen, die eisige Winterkälte schlägt ihnen in's Gesicht — doch was ist das? Rings Lichterglanz und Weihnachtsgefang und neben den Betten, darin man sie eilig gelegt hat, eine Weihnachtsbescheerung. Sie breiten die Arme aus, sie lachen und schluchzen, mit dem Weihnachtsbaum empfängt Deutschland die aus Frankreich heimkehrenden Helden.

Tiefe Stille! Die Königin tritt ein, bleich und ernst sieht sie aus, die Gräfin-Mutter geht neben ihr, die Baracken-Damen treten ihr entgegen, hoch und stolz im schwarzen Kleide, die weiße Haube auf dem blonden Haar, selbst beinahe wie eine Königin anzuschauen, wenn die milden blauen Augen nicht wären, die Eine; zart und fein mit dunklen Augen wie eine Elfe, die Andere; die

Königin spricht leise einige freundliche Worte mit ihnen, da fällt ihr Auge auf einen jungen Offizier, er ist mit dem eisernen Kreuz geschmückt und trägt den Arm in der Binde, sieht aber aus seinen blauen Augen schon wieder fest und lustig in die Welt hinein. Auf die Frage der Königin erwiedert er, daß er in den Baracken gelegen, seit acht Tagen entlassen und nur auf Besuch hier sei. „Ein gutes Zeugniß für Ihre Pflege,“ sagt lächelnd die Königin zu den sich tief verneigenden Damen und Aerzten. Unter dem Tannenbaum steht der Geistliche, um die Weihnachts-Andacht zu halten. Den Sessel, der der Königin angeboten wird, weist sie zurück, sie steht wie die Anderen auch. Mit klarer voller Stimme verliest der Geistliche die Weihnachts-Geschichte, dann spricht er, er spricht von denen, die draußen sind und alle Augen werden feucht, auch die Königin seufzt schwer und tief; er betet für Alle, für die draußen und die daheim und schließt mit dem Engelchor: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ „Frieden auf Erden! Amen!“ wiederholte die Königin.

Die weißen Tücher fallen, die schöne stolze Baracken-Dame selbst entfernt sie, sie beugt sich zu den Kranken und erzählt ihnen, warum sie dies und jenes für sie ausgewählt, sie zeigt den Verheiratheten die Kleider und das Spielzeug,

das sie am andern Tage an Weib und Kind nach Hause schicken sollen, sie lacht und scherzt mit ihnen, sie werden Alle zu Kindern, trotz der Gegenwart der Königin, die von Bett zu Bett geht und nicht müde wird freundliche Worte zu spenden. Die zweite Baracken-Dame hat einen großen Korb ergriffen, darin liegen einzelne Päckchen, in weißes Papier gewickelt und auf gut Glück muß jeder zugreifen, die braunen Augen der jungen Frau leuchten vor Lust dabei, sie eilt von Einem zum Andern und lacht so heiter dazu, daß es Alle ansteckt. Nun wickeln sie die Päckchen auf, sie freuen sich über die Sachen, die darin enthalten, sie tauschen sie unter einander aus, wobei denn oft ganz seltsame Liebhabereien vorkommen, wie z. B. Einer der Braven mit stolzem Lächeln für ein Portemonnaie eine Zahnbürste eintauschte, die ihm der Besitzer willig überläßt.

Mitten in den Jubel hinein winkt die Königin mit der Hand, und es wird sofort still; sie tritt zu dem treuen Seelsorger und überreicht ihm zum Andenken an dies wunderbare Weihnachtsfest eine Bibel, dann verläßt sie die Baracke, gefolgt von dem Hoch-Ruf der Leute.

Kaum hat sich die Königin entfernt, so bricht nun unaufhaltsam der Weihnachtsjubel los, sie hatten sich Alle so vor diesem einsamen Weihnachtsfest gefürchtet, und nun

ist's doch so schön geworden. Freilich blinkt es verrätherisch in manchen braven Landwehrmanns Auge, die Sehnsucht nach Weib und Kind regt sich doch mächtig und wehmüthig denken sie auch an die Kameraden vor Paris, denen Niemand den Weihnachtsbaum schmückt, die in diesen Festestagen auf Vorposten ziehen müssen und keinen andern Lichterglanz sehen, als die stillen Sterne, die unverändert niederschauen auf Todte und auf Lebende. Auf wie viel theure Preußengräber blickten sie herab an diesem Weihnachts-Abend, ja, ein Gefühl der Vereinsamung ging durch alle Seelen, und der Lichterbaum für die Verwundeten war der beste Trost dafür.

Eine kalte, sternige Schneenacht, und die Barackenstadt, die sonst so öde, nüchtern und dunkel ist, heut flimmert's und funkelt's darin wie in Madin's Zauberpalast. Die Sterne leuchten, der weiße Schnee glänzt blendend, Mondlicht schimmert hernieder und aus den Fenstern funkeln die Weihnachtslichter, so daß sich eine Baracke in der anderen spiegeln könnte. Da tauchen in rothem Glase zwei leuchtende Punkte auf, es sind Jackeln, und wo dies düster-geheimnißvolle Licht sich zeigt, da bezeichnet es den Weg, den die geliebte Königin von Baracke zu Baracke genommen.

Freierlich klingen die Weihnachts-Gefänge durch die

Stätte des Glends, und wie Kinder gern die Bescheerung der Gespielen bewundern, so betrachten auch die Damen gegenseitig ihre Einrichtungen und Anordnungen. Die Soldaten trennen sich nicht von ihren Herrlichkeiten, dazu ist morgen Zeit, heut sind sie doch ganz überzeugt davon, daß es nirgend anders so feierlich und schön sein kann als bei ihnen, denn Jeder weiß ganz genau, auf seiner Baracke sind die besten Damen, die besten Aerzte und die Andern können sich gar nicht damit messen.

Auf einer Baracke ist es stiller als auf den anderen, die Freude tritt hier leiser, gedämpfter auf, ein Sterbender liegt darin; es ist ein Sackse, seine Gedanken sind weit, weit ab von dem engen Raume, darin er sich befindet, seine Phantasien tragen ihn in die Heimath, dazwischen preßt ihm der Schmerz einen Jammerruf aus. Nun flammen am Weihnachtsbaum die Lichter auf, ihr Glanz scheint ihm in die brechenden Augen, weit, weit öffnet er sie, ein seliges Lächeln fliegt über das bleiche Antlitz, das der Tod schon mit seinen Lippen berührt hat, die Schwester muß ihn aufrichten, mit dem Entzücken eines Kindes breitet er die Arme aus. „Mutter, Weihnachten!“ flüstert er, dann sinkt er matt zurück, aber er blickt unverwandt in die Lichter und spricht leise vor sich hin: „Wie schön! O nicht auslöschen, Schwester! Weihnachten!“ Er ver-

sucht es in den Gesang einzufallen, der von den anderen Baracken herüber tönt, so hatte er wohl sonst daheim gesungen, wo eine liebende Mutterhand ihm den Baum geschmückt hatte. Bei dieser Mutter glaubt er zu sein, seine Phantasien haben alles Düstere verloren, er lächelt nur noch, und bei hellem Kerzenschimmer, Weihnachtsfreude und Weihnachtsfrieden im Herzen und auf dem Angesicht schlummert er hinüber; das war ein sanftes, seliges Sterben.

Auf den anderen Baracken aber jubelte die Weihnachtsfreude fort, bis tief in den Abend hinein, selbst sehr Schwache dachten heute nicht an Schlaf, die Lichter brannten herunter, aber sie konnten sich nicht entschließen, sie auszulöschen, die grimmigen Preußen, die wilden Bayern, die furchtbaren Würtemberger, alle, vor denen Frankreich zitterte, sie waren zu Kindern geworden an dem Tage. „Juchhei! wir kommen halt gerade zum Christkindel!“ mit dem Ruf ließ sich ein Bayer, der eben mit dem Zug ankam, in sein Bett legen. Auch den Franzosen wurde ein Baum geschmückt und ihnen wenigstens einige Kleinigkeiten bescheert, ganz im Dunkeln konnten wir sie nicht lassen, zumal sie meist sehr leidend waren; es wäre uns das Allen schwer gewesen, obgleich wir nicht zu denen gehörten, die in dem Gebot von der Feindesliebe eine

Mahnung sehen, die eigenen Landsleute auf Kosten der Fremden zu vernachlässigen.

Den Schmuck der Weihnachtsbäume sollten die Leute zu gleichen Theilen erhalten, Einer hatte ein Stückchen vom Baum genommen, ohne Wissen der Dame, bei der Vertheilung schlossen ihn die Kameraden ohne Weiteres aus, sie sprachen auch nicht mehr mit ihm, das Ehrgefühl in ihnen schämte sich bei dem Gedanken, daß die Dame auch den Anderen dergleichen zutrauen könnte. Am glücklichsten war ein Landwehrmann, der für sein Töchterchen eine Puppe bekommen hatte und nicht müde wurde sie schreien zu lassen, bis er sie plötzlich mit Thränen in den Augen hinlegte: „Ich mag's nicht mehr hören,“ sagte er, „ich muß an das Geschrei meiner Kleinen dabei denken und dann kommt das Heimweh.“ — Die Thränen sind bei Verwundeten eben nichts Seltenes, aber gerade das macht ihre Pflege oft so schwer, denn es thut weh, Männer weinen zu sehen.

Am Weihnachtsfest aber waren es, Gottlob, meist Freudenthränen, und jener bitter kalte Dezember-Abend wird uns doch eine warme, lichte Erinnerung bleiben. O du selige, o du fröhliche Weihnachtszeit!

## XVII.

### Von der Königin.

Mit flüchtigen Worten habe ich im vorigen Capitel Ihrer Majestät der Königin erwähnt, aber die hohe Frau war in den Baracken eine zu bekannte und geliebte Erscheinung, gehört so sehr dazu und ist mit dem Bilde, das mir von jenen Tagen vorschwebt, zu fest verwachsen, als daß ich mich mit jenen wenigen Zeilen begnügen könnte.

Von Anfang an zeigte Ihre Majestät ein ganz besonderes Interesse an unserer Colonie, dieses Interesse hat nie nachgelassen, sondern es wuchs von Monat zu Monat. Ganz genau kannte hohe die Frau einzelne Kranke, ja sie wußte, in welcher Baracke dieselben lagen und corrigirte einst eine Dame aus ihrer Umgebung, die eine Geschichte aus den Baracken mit den Worten schloß: „Ich glaube, es war in Baracke 14!“ ganz ruhig: „Nein, Gräfin, die Geschichte passirte in Baracke 11.“ Dienstag und Freitag waren meist die Tage, die sie zu ihren Besuchen wählte, und es fehlte uns eigentlich etwas, wenn nicht zwischen

zwei und drei Uhr der uns Allen so wohlbekannte Wagen vor der Thür der Baracke 1 oder des Küchegebäudes hielt. Wie oft hatte sie gleich den Baracken-Damen ein Packet Gaze-Binden oder Charpie in ihrem Wagen, in eine Serviette gewickelt, die ihren Namenszug trug und um deren Rückgabe der Lakai ängstlich bat, weil es eine „persönliche Serviette Ihrer Majestät.“ Das Verbandzeug aber, das die hohe Frau auf diese Weise mitbrachte, das hatte sie mit ihren Damen selbst angefertigt, und wir haben es auch nicht unterlassen, den Verwundeten zu sagen, daß die Hand ihrer Königin sich gerührt, ihre Schmerzen zu lindern.

Schwer mag's ihr oft geworden sein, diese Wanderung von Bett zu Bett, von der sie sich auch durch die größte Kälte nicht abschrecken ließ. Eines Tages wurde ihr gesagt, als sie gerade eine Baracke betreten wollte, es liege ein Sterbender darin, um den eben die Aerzte beschäftigt seien, weil eine starke Blutung eingetreten sei, sie möge sich den Anblick solchen Jammers ersparen und nicht hineingehen. „Sie müssen es ja auch thun,“ erwiderte sie der Dame und trat gefaßt zu dem Unglücklichen, ohne Scheu vor den Aerzten, die mit blutigen Händen sie kaum grüßen konnten. Lange, lange stand sie an dem Bett des Bewußtlosen, ihre Hand strich wie segnend über seine

Stirn, dann drückte sie ihr Tuch an die Augen und sprach zu der Dame, die tief ergriffen daneben stand: „Sagen sie ihm, seine Königin fühle das tiefste Mitleid mit ihm.“ „War das die Königin,“ fragte der Arme mit matter Stimme, als sie hinweg war, „ach, ich danke ihr für ihre Theilnahme.“ Ein andermal fiel ihr Auge auf eine weinende Frau, und als ihr mitgetheilt wurde, vor wenigen Stunden sei ihr Sohn, ihr einziges Kind, gestorben, da ließ sie die Frau zu sich rufen, schloß sie in ihre Arme und sprach Worte der Theilnahme zu ihr, von denen die Frau sagte: „Nächst Gott habe ich meinen besten Trost von der Königin empfangen und daheim in Holstein will ich es Allen Müttern sagen, wie die Königin mit ihnen fühlt.“ Ja, die Mütter, deren Leid lag schwer auf ihrem königlichen Mutterherzen, und um ein besonderes Gebet für die Mütter des Landes hatte sie unseren Geistlichen gebeten. Auf Wunsch der Königin wurde bei uns nach jedem Gottesdienst für die Mütter und um den Frieden gebetet. Eine solche Sehnsucht nach Frieden ging durch ihre Seele, sprach sich in ihrem ganzen Wesen aus, wie es in höherem Grade wohl bei keiner Frau im Lande der Fall war.

Als die Kälte zunahm und der Dienst in den Baracken für uns mit jedem Tage schwerer wurde, ließ sie uns

eines Tages alle zusammen kommen und mahnte uns in rührenden Worten auszuharren, und ein Beispiel zu nehmen an den Männern im Felde, die auch nicht fahnenflüchtig werden dürften; einzeln mußten wir ihr die Hand darauf reichen, und als wir uns neigten, die ihrige zu küssen, war es wie ein Gelübde, es den Männern gleich zu thun an Ausdauer und Treue.

Tief gerührt hat es mich immer, daß sie die von ihr gestiftete Medaille mit ihrem Namenszuge auf der einen und dem rothen Kreuz auf der andern Seite gerade am Weihnachts-Abend den Damen zusandte, für die sie dieselbe bestimmt hatte. „Ich mußte mir doch eine Freude machen an diesem trüben Weihnachtsfest,“ bemerkte sie der Gräfin-Mutter.

Niemand war übrigens anspruchloser als die Königin, kam sie zum Gottesdienst, so saß sie mitten unter den Soldaten; oft trat sie in die Küche und nahm auf einer Holzbank Platz, jedes Kissen verschmähend. Hier ließ sie sich eines Tages ein Stück Kalbsbraten serviren oder kostete den Caffee, die stolzesten Erinnerungen im Leben Johanna's, unserer Barackentöckhin, die treulich von Anfang bis zu Ende mit uns aushielt.

Wie viele Wünsche hat die Königin in den Baracken angehört und erfüllt, da ließ sie einem Verwundeten die

Frau aus Preußen, dort die Mutter aus Schlesien kommen, hier vermittelte sie den Transport eines heimwehkranken Sachsen in seine Heimath, und dabei war sie stets orientirt über unsere Kranken nicht nur, sondern auch über die Organisation des pflegenden Personals.

Wir waren in den Baracken meist loyaler Natur, aber auch ohne das würde uns die Königin gezwungen haben, sie zu lieben; wer sie wie wir dreiviertel Jahr lang an den Krankenbetten beobachtet hat, weiß, was das Vaterland in ihr besitzt, weiter möchte ich nichts von ihr sagen, Schmeichelei widerstrebt meiner Natur, aber das eine möchte ich noch bemerken, meist war sie die Erste, welche Neu-Angekommene begrüßte, oft wartete sie gar nicht, bis dieselben in den Baracken lagen, sondern besichtigte die Sanitätszüge, um sich von der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtungen zu überzeugen, und begrüßte hier schon die Verwundeten. Uns pflegte sie in huldvollster Weise für unsere Mühe um die Blessirten zu danken, und der Dank der Königin-Kaiserin wird uns unvergeßlich bleiben.

Dem Kaiser die Lorbeerkrone, der Kaiserin aber die Palme!

---

## XVIII.

### Kindtaufe.

So viele hatten sie hinausgetragen aus den Baracken in das letzte Bett unter märkischem Sande, so viel hatte unser Baracken-Pastor hinaus geleitet, heut sollten sie ihm einmal ein menschliches Wesen bringen, daß er einsegnen sollte nicht für den Tod, sondern für das Leben.

Einem Reservisten, dessen Armwunde in der Heilung war, war in Berlin ein Kind geboren worden, und oft hatte er es beklagt, daß er der Taufe seines Sohnes nicht werde beiwohnen können, als ihm die pflegende Dame den Vorschlag machte, das Kind im Vetsaal der Baracken taufen zu lassen. Mit Freuden willigte er ein, und die Dame übernahm es, die ganze Feierlichkeit in gebührender Weise zu ordnen.

Wir waren nicht wenig erstaunt, als uns am Weihnachts-Abend die lebenswürdige Gräfin-Tochter zur Kindtaufe für den zweiten Feiertag einlud, das klang so gar nicht barackennäßig, da sie aber völlig ernsthaft

dabei blieb, nahmen wir die Einladung an, sehr neugierig, was denn eigentlich geschehen würde.

Am Morgen des zweiten Feiertages zeigten sich Damen und Aerzte etwas zerstreut, die Kindtaufe ging uns im Kopf herum; die Gräfin traf in ihrer Baracke Anstalten zu einer festlichen Bewirthung, und im Conferenz-Zimmer der Aerzte mußte ich ihr helfen die Tische zusammen zu rücken, das Clavier einmal ordentlich vom Staub befreien, einen frischen Kranz über das Bild der Königin, das über dem einzigen dunkelgrünen Sopha, hängen, kurz die Spuren der Männerwirthschaft entfernen und es zu einem für Baracken-Verhältnisse ganz leidlichen Salon umwandeln helfen. Unter heiterem Geplauder setzten wir die Tassen auf, ordneten den Kuchen, dann eilte sie in ihre Baracke zurück.

Gegen zwei Uhr läuteten die Glocken, ich stand an der Thür des Verwaltungs-Gebäudes und sah den Taufzug sich langsam über das schneebedeckte Feld bewegen. Die Gräfin schritt voran, sie trug ihr schwarz und weißes Lazareth-Costüm und die Haube auf dem reichen Haar, ihre sonst so lustig lachenden Augen blickten ernst, beinahe zärtlich herab auf das Kind, das sie in ihren Armen hielt; eine weiße Decke mit rothem Kreuz war über den kleinen Täufling gebreitet. Halb stolz, halb verlegen folgten der

Gräfin die Eltern, dann kamen die übrigen Pathen, drei der Damen, zwei Aerzte und ein Kamerad des Vaters mit dem eisernen Kreuz auf der Brust.

Feuchte Augen folgten dem Zuge, es war da Mancher, dem's nicht so gut geworden war, seines Kindes Taufe beiwohnen zu können. Nun traten sie ein in den Betstuhl; vor den Altar, dessen Decke mit dem rothen Kreuze geschmückt war, stand der Geistliche, und eine Menge Aerzte und Damen, auch Soldaten hatten sich eingefunden, um dieser in ihrer Art einzigen Feierlichkeit beizuwohnen.

Die Klänge eines Chorals rauschen durch den Raum, einer der Assistenz-Aerzte spielt das Harmonium, in der kleinen Gemeinde will noch keine rechte Andacht herrschen, der Täufling schreit — Kindergeschrei in den Baracken — die vergeblichen, etwas seltsamen Versuche der Damen es zum Schweigen zu bringen, das hat etwas Komisches, das schöne Gesicht der Gräfin, wie es sich über das Kind neigt, der blessirte Vater, und der Gedanke an die barmherzige Liebe, die dieses Fest bereitet, aber wieder etwas Rührendes, man weiß nicht recht, soll man weinen oder lachen, und der junge Arzt neben mir kämpfte sichtlich zwischen Weidem. Sobald der Geistliche spricht, überwiegt die Rührung; ja wohl hatte er Recht, dem Vater zu sagen, daß er bevorzugt sei vor vielen Hunderten und auch der Mutter

vorzustellen, wie anders es ihr sein würde, wenn ihr Mann draußen in Frankreich begraben liege. Und das Kindlein nennt er ein Kind des rothen Kreuzes, weil das rothe Kreuz sich segnend über seine ersten Tage gebreitet — das arme Kind aber war in dem Augenblick in der größten Gefahr, vom Arme der Dame, die es der Gräfin für eine Weile abgenommen, herabzugleiten, und schrie immer lauter — der Pastor beendete seine Rede etwas rasch und schritt zur heiligen Handlung. Unsere Lazareth-Mutter, von der ich schon früher gesprochen, hatte die Rolle des Küsters übernommen und brachte das Taufwasser, da flüsterte der Geistliche dem Vater zu: „Aber wie soll das Kind eigentlich heißen?“ „Wilhelm Friedrich Carl,“ entgegnete er verwundert, als ob es überhaupt gar keine anderen Namen gäbe. Die Gräfin hat das Kind zurückgenommen, das nun die richtige Lage gefunden zu haben scheint und endlich schweigt, noch einmal erklingen die Gesänge, dann bewegt sich der Zug hinüber nach dem Conferenz-Zimmer. Mit strahlendem Lächeln überreicht die schöne Gräfin der in Thränen schwimmenden Mutter das Kind, und die ganze Gesellschaft ordnet sich um die Tische; die Wärter bringen die heiße Chokolade und die Gräfin-Mutter lehnt sich, die Bänder ihrer Haube zurecht knüpfend, behaglich in die

Sophaecke mit den Worten: „Ich wollte, wir hätten öfter Kindtaufe, dann wären wir auch besser darauf eingerichtet, heute wollte es noch nicht recht klappen.“

Gräfin-Tochter macht die Wirthin, Aerzte und Damen plaudern lustig durcheinander, auch der Pastor trinkt die Tauf-Chocolade mit, des Täuflings hat sich der „Graue“ bemächtigt und giebt ihn nicht wieder heraus; nicht einen Augenblick überläßt er ihn der Dame des Wäsche-Depots, so gefällig er ihr sonst auch ist, und sie ist nahe daran ihrem besten Freunde, denn das war er während der ganzen Dauer der Baracken, ernstlich böse zu werden. Sie kennt nun einmal nichts Lieblicheres als kleine Kinder, aber der Graue ist eigensinnig und giebt den Jungen nicht her; hätte nicht zufällig oder absichtlich der Arzt du jour in demselben Augenblick mit der etwas heftigen und verzogenen Dame ein Gespräch über Gutzkow's „Ritter vom Geist,“ zu deren Lectüre er fast ein halbes Jahr brauchte, begonnen, so hätten die Baracken das seltene Schauspiel eines Zanks zwischen der Depot-Dame und dem Grauen erlebt. Obgleich, oder vielleicht weil, sie meist zweierlei Meinung waren, unterhielten sich der Arzt du jour und die Depot-Dame sehr gern miteinander, und Letztere vergaß darüber den Täufling, bis derselbe von der Mutter dem „Grauen“ glücklich abspänstig gemacht

und nun doch in ihre Arme gelegt wurde. Das Kind, das unter dem rothen Kreuz getauft wurde, während des Krieges Donner noch rollten, was für ein Schicksal steht ihm bevor? Im Lazareth unter Wunden und Elenden hat es seinen ersten Ehrentag gefeiert, Gott gebe, daß es kein Lazareth wieder zu schauen braucht!" Schweigend reicht die Dame der Mutter das Kind zurück, die Gräfin aber entläßt Eltern und Kind in die Baracke, wo sie von den Kameraden des Vaters mit lautem Jubel empfangen werden. Hier bedienen Schwester Natalie und Schreiber, der getreue Wärter von Baracke 3, die Kranken mit Chocolate und Kuchen und hier herrscht fröhliche Kindtaufsstimmung, unter welcher der Täufling friedlich einschlummert.

Im Conferenzzimmer werden die Damen immer aufgeräumter, hin und her wogt das Gespräch, die heiligsten Baracken-Geheimnisse werden ausgeplaudert, einer zarten, blassen Dame wird fortwährend das Wort: „Nordhäuser!“ zugerufen, die Küchendame versichert unter dem hellen Gelächter der Ubrigen: „Geben Sie ihr keine Chocolate, sie trinkt nur Nordhäuser!“ Die so viel geneckte Dame hatte nämlich einen Kranken aus Nordhausen auf ihrer Baracke, der aus seiner Heimath für seine beiden Aerzte eine Flasche ächten „Nordhäuser“ kommen

ließ. Eines Morgens findet die Dame beide Herren beim lauten Lobe des Nordhäufers und in der Meinung, es sei von einer besonders edlen Weinsorte die Rede, wünscht sie ihn zu kosten. Schon das erregt die Verwunderung der Herren, noch erstaunter aber sehen sie die feine liebenswürdige Frau an, als dieselbe ganz ruhig sagt: „Aber warum denn nur ein halbes Glas!“ Indessen sie besteht darauf und kopfschüttelnd reicht ihr der Süd-Amerikaner das Glas, das sie muthig an die Lippen setzt, im selben Augenblick aber mit einem lauten Schrei zu Boden fallen läßt. Diesen Nordhäufer mußte sie täglich hören, ja unsere Küchen-Dame war boshaft genug, ihr an andern Morgen einen sauern Haring auf die Baracke zu schicken als passendes Frühstück nach dem Nordhäufer vom Tage vorher.

So lustig und hell schien die Wintersonne dazu in das Zimmer hinein, und wer weiß, wie lange die pflegenden Damen so fortgeplaudert hätten, wenn nicht ein Ruf sie auseinander getrieben hätte. Eben setzt die Dame des Wäsche-Depots dem Süd-Amerikaner auseinander, daß er gar keinen Anspruch darauf habe, ein Amerikaner zu sein, da seine beiden Eltern gute Deutsche wären, was er nicht in Abrede stellte, wenn er auch fest dabei blieb, er sei ein ächter Amerikaner; die Gräfin-Mutter unter-

9

L. Gejel, Baracken-Leben.

hält sich mit der Küchen-Dame über Landwirthschaft, die Aerzte, den Ordinirenden du jour und den Grauen an der Spitze sagen der Wirthin ein Compliment über das andere, die sie Alle nachsichtig hinnimmt — es ist nun einmal heut alles aus dem Schick gekommen — da springt ein Wärter herein und ruft: „Frau Gräfin, wir bekommen zwei neue Kranke aus der Stadt.“ Es wurden uns öfter aus den Lazarethten Schwer-Blessirte geschickt, deren Ankunft jedoch vorher dem Arzt du jour gemeldet wurde. Die Gräfin erhebt sich rasch, der Arzt du jour bricht mitten im Gespräch ab mit der zornigen Frage: „Wer hat das angeordnet? Ich habe sie für eine andere Baracke bestimmt, für Sie, gnädigste Frau,“ wendet er sich an eine andere Dame, die nun auch aufsteht. Kaum sind die drei zur Thür hinaus, so fällt der Küchen-Dame ein, daß sie nun wohl wieder hinüber müsse in ihre Küche, und damit ist denn der Zauber gebrochen, das Kindtaufsfest zu Ende. Ich räumte noch mit der Gräfin-Tochter im Conferenzzimmer auf und ging dann mit ihr hinüber in die Baracke, um den Täufling noch einmal zu sehen, der in den Armen seiner Mutter nach Hause fuhr. In den Baracken ging bereits wieder Alles seinen alten Gang.

Wenige Wochen darauf sagte uns die Gräfin Lebewohl, sie ging in ihre Heimath zurück, wo Gemahl und

Sohn ihrer harren, ihr letztes Wort beim Abschied, der uns Allen so unendlich schwer wurde, war: „Denken Sie noch an unsere Kindtaufe?“

Ja, wir dachten Alle daran, sie war ja der Glanzpunkt im Baracken-Leben, diese Taufe unter dem rothen Kreuz am zweiten Weihnachtsfeiertage des glorreichen Jahres 1870.

---

## XIX.

### Unsere Gefangenen.

Ich fürchte, daß dies Capitel etwas lückenhaft ausfallen möchte, da ich durch andere Arbeiten verhindert war und von Natur zu wenig Interesse hatte an den Söhnen der grande nation, in denen ich ohnehin die Urheber der Leiden unserer braven deutschen Soldaten, deren Zeugen wir täglich waren, sah, als daß ich mich viel um die Franzosen-Baracke gekümmert hätte. Daß sie gut gepflegt wurden, dessen war ich sicher und wenn ich die Baracke wirklich betrat, so kam ich doch nur bis in's Depot der Gräfin Mutter, um ihre Wünsche zu hören oder ihr einen Bericht abzustatten; zuweilen pflegte ich auch mit ihr in der Küche Glühwein für Passanten zu kochen, in den Saal warf ich höchstens einen flüchtigen Blick. Meist lagen die Gefangenen lebhaft miteinander plaudernd in den Betten, Anlaß zu einer Klage haben sie, so viel mir bekannt, nie gegeben; Einzelne, die außer Bett waren, halfen in der Küche oder beim Verbinden, die Meisten

aber waren recht krank und daher der Pflege bedürftig. Es war auch ein Muhamedaner darunter, ein ächter Turcos mit dunklem Gesicht, der aber an seiner Wunde starb. Große Trauer herrschte nicht unter ihnen über den Fall ihres Vaterlandes, und es waren nur wenige, welche sich stumm in ihre Kissen hüllten, als die Siegesnachricht von Sedan kam, die Mehrzahl wunderte sich nur, warum ihnen an dem Tage nicht auch wie den Preußen Wein zu Mittag gegeben wurde, sie hätten es durchaus nicht als Beleidigung aufgefaßt. Am theilnahmloseten für alle Vorgänge in der Welt und in den Baracken zeigte sich ein junger Bretagner, er war amputirt und litt schwer; Niemand verstand ihn und er verstand Niemand; einzelne Worte hatte er mühsam gelernt, aber er lag fast immer mit weit geöffneten braunen Augen schweigend da; sie sahen so hilflos und sehnsüchtig aus diese Augen! Das Wort „Bretagner“ verbindet sich bei mir immer mit jenen treuen Royalisten, die für das Königthum der Lilien lebten und starben oder mit Souvestre's wunderbar poetischen Schilderungen jenes jungfräulichen Landes, um das England und Frankreich gestritten, darum interessirte mich der arme Krüppel mehr als die Uebrigen, obwohl es nicht in meiner Macht lag, noch meines Amtes war, für ihn zu sorgen. Später ent-

schwand er jedoch meinen Augen, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Einer der Gefangenen, ein großer, starker Mensch, ließ sich besonders gern zum Kartoffelschälen verwenden; er saß dann auf einer Fußbank mit verbundenem Gesicht und brachte durch sein schauriges Deutsch sämtliche Küchenmädchen zum hellsten Lachen. Reichte ihm die Küchen-Dame zur Belohnung ein Glas Wein, so begnügte er sich nicht wie unsere Preußen mit einem in den Bart gebrummten: „Danke ooch!“ sondern verneigte sich und leerte es mit einem: „Ah, votre santé Madame!“ Eines Tages zerstückte er aus Versehen eine Flasche, sofort faltete er die Hände und rief flehend: „Ah, ne me grondez pas, je serais trop malheureux, si Madame me gronderait.“ Unsere Soldaten pflegten in solchem Fall höchstens zu sagen: „Wer kann vor Malheur!“ Dabei bin ich aber fest überzeugt, daß dem Franzosen ein Vorwurf von Seiten der Dame nicht halb so tief gegangen wäre wie dem Preußen. Als der dicke französische Schuhmacher, das war unser Freund eigentlich, das Lazareth verließ, sah ihm das Küchenpersonal wehmüthig nach, selbst die Landwehrfrauen darunter, die bekanntlich die Franzosen am grimmigsten hassen, wischten sich mit dem Schürzenzipfel die Augen.

Besonderen Eindruck machte den Franzosen die Weis-

nachtsfeier, und sie waren wirklich dankbar, daß wir sie daran theilnehmen ließen. In der Heimath angekommen, werden sie den Eindruck wohl abstreifen, und sich über „la bêtise allemande“ weidlich moquieren, sei's darum, wir thäten ihnen Unrecht, wollten wir sagen, daß sie sich in den Baracken ungehörig benommen hätten. Einmal stand freilich ein Franzose vor der Thür, hatte die Pfeife aus dem Munde genommen und raisonnirte unaufhörlich über die „Prussiens,“ die einen großen Kreis um ihn bildeten und sich höchlich an den Schimpfreden des Sohnes der großen Nation ergözten. Ihre einzige Antwort darauf war ein mit dem gutmüthigsten Gesicht von der Welt vorgebrachtes: „Grande Nation kaput!“ was den Franzosen in immer größere Wuth versetzte, bis sie ihn endlich laut lachend stehen ließen.

Unzufrieden waren die Franzosen mit ihrer Pflege nur einmal, als man sie nämlich an Königs Geburtstag nicht gleich unseren Leuten in die Stadt zur Besichtigung der Illumination wollte fahren lassen; sie beruhigten sich indeß, obgleich sie sich den ganzen Nachmittag für die Fahrt gepuht hatten.

Anfänglich wollten sie sich mit der Kost nicht recht einverstanden zeigen, namentlich gegen Kohlrüben und Rindfleisch zeigten sie einen tiefen Widerwillen und sahen

es ganz entschieden als ein Zeichen von Barbarei an, wenn unsere Soldaten ihren Napf mit Kohlrüben höchst vergnügt leerten; sie lernten indeß auch dies verschmähte Gemüse recht gut essen und Viele von ihnen gewöhnten sich sogar an schwarzes Brod.

Einen großen Theil der Gefangenen nahm der Tod fort, es schien fast, als seien ihre Naturen nicht stark genug, die Schmerzen zu ertragen, und so Mancher hat *La belle France* nie wiedergesehen. Im Großen und Ganzen machten sie ganz entschieden den Eindruck körperlicher und geistiger Verkommenheit, das Aufblitzen des Ehrgefühls oder gar der Intelligenz war selten im Vergleich zu den Deutschen, dagegen waren sie meist freundlich und dankbar; Scenen, wie sie in anderen Lazarethen zwischen Franzosen und Pflegern vorgekommen sein sollen, haben bei uns nie stattgefunden. Die Gräfin-Mutter, die sie so lange gepflegt hatte, gewann sogar Anhänglichkeit an sie, während ihr immer nur mit Ehrfurcht begegnet wurde.

Den Franzosen eine Lobrede zu halten, verbietet mir mein Patriotismus, aber ich würde ungerecht sein, wollte ich sie tadeln, und zu ihrer Ehre will ich annehmen, daß sie das Gedächtniß der Baracken in dankbarer Erinnerung aufrechterhalten werden!

## XX.

### Wie man in den Baracken Mittag speiste.

Wie speiste man in den Baracken zu Mittag? Der Soldat erhielt sein Diner in einem weißen Napfe und verzehrte es in seinem Bett oder an seinem Tischchen in Gemeinschaft mit den Kameraden. Dem Offizier wurden seine zwei Gerichte durch die pflegende Dame servirt; waren sie Reconvalescenten, so speisten sie wohl im Depot, und die Dame hatte dann einmal eine Abwechslung bei ihrem einsamen Mittagsmahl; in der Offiziers-Baracke aßen sie in dem sogenannten Salon zusammen, wenn sie das Bett verlassen konnten. Die Dame speiste, wie schon bemerkt, einsam in ihrem Depot, wenn sie es überhaupt that, die Meisten warteten ruhig bis zu ihrer Heimkehr ins eigne Haus. Das dienende Personal aß theils in der großen Küche, theils in den einzelnen kleinen Baracken-Küchen, sie mußten sich ihr Essen aber selbst holen. Die Aerzte, Geistlichen und Beamte gingen nach den städtischen Baracken hinüber, wo die Küche nicht von Damen verwaltet wurde

und ein Koch den Mittagstisch besorgte; die Beamten und Aerzte der städtischen Baracken sollen vorzüglich bedient worden sein, an den Unsrigen hatte man kein Interesse und servirte ihnen das Erste Beste. Für die Aerzte war es nicht angenehm mit den Beamten zusammen zu speisen und die Beamten, d. h. Inspectoren u. A., wären auch lieber unter sich geblieben, leider war unsere ganze Einrichtung nicht danach, eine besondere Tafel für die Aerzte — es ist selbstverständlich nur von denen die Rede, die in den Baracken wohnten — herzustellen, wenigstens kam es nie dazu, soviel Vorschläge auch gemacht wurden. Besser wäre es vielleicht gewesen, er hätte viel unnützes Reden erspart, manche Unzufriedenheit im Keim erstickt und den Klatschmäulern in der Stadt, die unsere Baracken ganz besonders bewachten, schon weil sie „Königlich“ waren, den Boden entzogen. Bei den großen Fortschritten, die das Lazareth-Wesen von Jahr zu Jahr macht, wird man es auch immer mehr inne werden, welcher Segen treue gute Aerzte sind und denselben ihren schweren Beruf so leicht als möglich machen. Gerade der Arzt, der fortwährend mit Glend und Krankheit zu thun hat, bedarf der Anregung und jeder Lazareth-Vorstand sollte dafür sorgen, seinen Aerzten die Mittagsstunde zu einer behaglichen Ruhestunde zu gestalten. Ob die Aerzte alt oder jung sind, kommt nicht

in Betracht, denn ist bei den Alten die Körperkraft geringer, so sind bei den Jungen die Nerven noch nicht in dem Maße gegen die trüben Eindrücke an den Krankenbetten gestählt. Man soll mir keine Parteilichkeit für die Aerzte vorwerfen, ich bin mit dem Mißtrauen der meisten Menschen gegen die Medicin in's Lazareth gegangen, denn ich hatte ehemals wunderliche Erfahrungen gemacht, aber ich habe in den dreiviertel Jahren meiner Thätigkeit in den Baracken die Aerzte und ihren Beruf hochachten gelernt als einen der Edelsten im Reich der Wissenschaften. Von den Aerzten komme ich unwillkürlich zu den Schwestern, die gemeinschaftlich in einem eigenen kleinen Zimmer zu speisen pflegten, sie waren anspruchslos in Bezug auf ihre Mahlzeiten, aber es freute sie, wenn unsere Küchen-Dame die Aufmerksamkeit hatte, an einem besonders hohen Festtage ihrer Kirche ihnen ein besonderes Gericht oder einen Kuchen aufzusetzen; gab es doch leider so wenig Mittel, ihnen für ihre treue Hülfe zu danken. An dieser Tafel herrschte meist eine stille Heiterkeit, ein Tadel über die Kost wurde hier nie laut, so einfach dieselbe, besonders an Festtagen, wo sie kein Fleisch essen durften, auch war.

Wirklich lebendig ging es zu Mittag nur an der Tafel im Damen-Zimmer zu, der einzigen an der ein wirkliches Tischgespräch stattfand. Der Ausdruck „Damen-

zimmer“ hatte für mich immer etwas Komisches, denn außer zur Mittagszeit kam kaum eine Dame hinein, dagegen tranken die Doctoren Morgens dort ihren Caffee, aßen Abends dort zu Nacht und ließen sich nur Nachmittags den Caffee in ihr Conferenz-Zimmer bringen. Daß sie ihre Mahlzeiten in Damenzimmer einnahmen, ist sehr erklärlich, denn dasselbe lag dicht an der Küche, war also für die Bedienung viel bequemer gelegen als das Conferenz-Zimmer, das sich im Verwaltungsgebäude befand. Freilich hatte im Damenzimmer die gute, alte Dame geschlafen, die des Nachts die Baracken hütete, bei Tage war auch sie selten hinein gekommen, und nachdem sie uns verlassen hatte wäre die Bezeichnung Herrenzimmer ebenso richtig gewesen. Der Leser sieht, daß durch das ganze Leben und Treiben in den Baracken der Ton des Feldzuges ging, es war auch ein Campagne-Leben.

Das Damenzimmer hatte zwei Fenster, die auf den Operationsaal gingen, ein leeres Schränkchen stand zwischen diesen Fenstern. Die eine Wand nahm eine rothe Chaise-Longue ein, vor der ein großer runder, etwas wackliger Tisch stand, das Tuch, welches ihn bedeckte, war in den seltensten Fällen ganz sauber, denn das Tischzeug in den Baracken war mangelhaft, da man selbstverständlich mehr an die Bedürfnisse der Kranken gedacht hatte. In

der einen Ecke neben der Chaise-Longue stand der eiserne Ofen, in der andern ein Schrank mit dem nöthigen Gefäß-Geschirr. An der andern Wand war der Gas-Ofen angebracht, neben diesem ein großer Schrank, der eine Anzahl Blechbüchsen mit eingemachten Früchten enthielt. In der vierten Ecke stand ein Bett von einem blauen Schirm umgeben, der eine bedenkliche Neigung hatte, vornüber zu fallen. Seit die Damen eingesehen hatten, daß wir unserer Johanne ruhig die Verwaltung des Abendbrodes überlassen konnten, daß sie sich auch vorzüglich zu helfen wußte, wenn Nachts ein Zug eintraf, schloß keine mehr draußen, das Bett und der Schirm aber blieben stehen, weil — nun weil sie von Anfang an dagestanden hatten.

Es ist Mittag, Carl hat den Tisch gedeckt, vier Flaschen Actien-Bier, zwei Flaschen Selterwasser und zwei Flaschen gelbgesiegelten Rothwein aufgesetzt, Feuer gemacht und das Fenster geöffnet. Die Platte des Tisches neigt sich etwas, die Teller sind mehrfach gesprungen, denn ganz bleibt nichts in den Baracken, die Gabeln sind zum Theil verbogen — Campagne-Zustand.

Die Thür öffnet sich, eine rothe wollene Jacke über dem blau- und grünen Kleide, ein rothes Tuch noch über die weiße Haube geworfen, tritt die Dame des Wäsche-Depots ein, die einzige Ausschmückung im Lazareth-Costüm

besteht darin, daß sie zum Diner gewöhnlich eine reine weiße Schürze vorbindet, und nun will ich, da die Bezeichnung Dame des Wäsche-Depots mir nachgerade langweilig wird, mein Incognito aufgeben und dem Leser verrathen, daß ich selbst diese Dame bin. Kaum habe ich das rothe Tuch vom Kopf genommen, so erscheint die Küchen-Dame mit der kleinen Dorothea und nach und nach die Aerzte du jour. Die Pünktlichkeit ist ihre Tugend nicht, haben sie noch zu operiren, was ja oft genug vorkommt, so sind sie entschuldigt, wir sehen es daran, ob die Tragbahre noch vor der Thür des Operationssaales steht, und ich kann nicht sagen, daß der Gedanke: „da drüben nehmen sie einem unserer Braven das Bein ab!“ den Geschmack am Mittagessen erhöht. Ist aber der General-Arzt schon nach Hause gefahren und die Herren lassen doch auf sich warten, dann beginne ich ohne Gnade die Suppe aufzufüllen, denn mir ist jede Art von Unpünktlichkeit verhaßt. Die Küchen-Dame — sie wird mir verzeihen, daß ich sie nie anders nenne, aber ich weiß nun einmal keine bessere Bezeichnung — und ich sitze auf der Chaise-Longue, neben ihr meine theure Dorothea, neben mir der Ordinairende du jour, der alle Tage derselbe war; dazwischen die Assistenten, die von Zeit zu Zeit wechseln. Auch diese Plätze standen fest, weil es

einmal von Anfang so gewesen — von Natur sind doch alle Menschen conservativ, selbst die liberalsten Doctoren. Ich füllte die Suppe auf, auch das war immer so gewesen, ohne daß ein Mensch den Grund davon hätte angeben können, es war einmal so! —

Daß wir unser Mittagsmahl immer in ungetrübter Heiterkeit eingenommen hätten, wage ich nicht zu behaupten; die Aerzte waren abgesspannt von Operationen und Amputationen, wir hatten vielleicht den ganzen Morgen Aerger und Verdruß gehabt, da gabs denn manchmal eine recht schleppende Unterhaltung und manch scharfes Wort. Auch das Essen wollte nicht immer munden, uns Damen freilich war's gleichgültig, Frauen pflegen ja in den meisten Fällen keinen Werth darauf zu legen, aber die Aerzte litten unter der Eintönigkeit des Küchenzettels. Leider war ihnen schwer zu helfen, man war ja zu sehr abgeschnitten vom Verkehr mit der Stadt; aber tragikomisch waren mir immer die Gesichter der Herren, wenn Klops oder Kalbsbraten erschien, zwei Gerichte, die durch ihr öfteres Erscheinen in der That störend sein können.

In den meisten Fällen waren wir aber doch sehr heiter und haben manche gemüthliche Unterhaltung bei Tische geführt, während die Wand, an der ich saß, zitterte.

Dicht daneben war nämlich das Kohlenlager und aus Versehen warfen die Wärter manches Stück Steinkohle gegen die dünne Bretterwand, daß wir zusammenschrafen. Im Baracken-Jargon aber gebrauchten wir den Nasdruck: „Es fliegen Steinkohlen gegen die Wand!“ für einen zu ungewollenen und freien Ton in der Unterhaltung.

Trotz allen Mißständen hat das Damenzimmer viel herzliches Gelächter gehört; zuweilen vermehrte sich die Gesellschaft durch eine oder die andere Dame, die nicht allein auf ihrer Baracke speisen mochte, und dann kam wohl ein Uebermuth zu Tage, der eigentlich nicht ins Lazareth zu gehören schien und doch so recht am Platze war, denn ein heiterer Sinn ist entschieden die beste Gottesgabe für eine Krankenpflegerin; ich bin fest davon überzeugt, daß unsere Kranken nicht darunter gelitten haben, als wir uns eines Mittags lustig mit Apfelsinenschalen bombardirten; man käme ohne dergleichen kaum über die Längeweile und den Jammer des Lazareths fort.

Wir sind diese Mittage ein Bedürfniß gewesen, man sehnt sich nach lebendigen Menschen, wenn man unaufhörlich unter schmutziger oder reiner Wäsche herumkrant; es war eine Unterbrechung der Monotonie unserer Arbeit und als solche hießen auch die Aerzte sie willkommen, um derentwillen ich freilich manchmal etwas weniger ungeord-

nete, barackenmäßige Zustände gewünscht hätte, durch deren Wegfall wir freilich auch um manche komische Situation gekommen wären, und es thut nirgends so wohl als im Lazareth, einmal so recht von Herzen lachen zu können.

Alles in Allem haben wir meist doch höchst vergnüglich in den Baracken zu Mittag gespeist.

## XXI.

### Wie es Frieden ward.

Seit etlichen Tagen schon wurden die Friedensgerüchte immer bestimmter, aber noch war kein officiellcs Telegramm eingetroffen, da fuhr eines Morgens ein Wagen sehr rasch durch das Thor, und der Kutscher winkte mir unter lebhaften Gesticulationen mit einem Blatt Papier. Kutscher, Wagen und Pferde waren mir bekannt seit meiner Kinderzeit, einst hatten sie dem seligen Geheimrath von Arnim, einem der edelsten Menschen und tüchtigsten Aerzte seiner Zeit, angehört, jetzt fuhren sie seinen Nachfolger. Was hatte aber mein alter Freund so Wichtiges zu verkünden, daß er den braven Schecken über Gebühr anstrengte. Vom Boß herunter reichte er mir das Telegramm, ja darin stand's Frieden! Frieden! endlich! —

Zuerst ließ ich mir Fräulein Hedwig aus der Baracken rufen, hinein wollte ich nicht gehen, weil der General-Arzt dort noch beim Frühstück war, bei dem ich ihn nicht gern störte; Hedwig schrie gerade so auf, wie ich vor ein

paar Minuten, lachend und weinend lagen wir uns in den Armen, dann lief die Eine hierhin, die Andere dorthin Jedem der ihr in den Weg kam, die Nachricht verkündend. Die Gräfin-Mutter hielt gerade als stellvertretende Vorsteherin mit dem dirigirenden Arzt und dem Ober-Inspector eine Conferenz, ängstlich harrend stand ich dicht an der Thür und ließ keine andere Dame heran, hatte sie mich doch im Scherz öfter ihren Adjutanten genannt, als solcher wollte ich dann auch die Erste sein, die ihr die sehnlichst erwartete Botschaft meldete. Auch ihre Augen leuchteten, als sie dieselbe vernahm und ihr erstes Wort war: „Kinder ich lade Euch Alle morgen zum Caffee ein, heut aber gehen wir in die Kirche!“

Ein solcher Andrang hatte noch nie zum Gottesdienst stattgefunden, so fleißig er auch besucht wurde, wie heut; wir mußten die Thüren offen lassen und eine große Anzahl der Soldaten saß in dem langen Gange, der das ganze Gebäude durchschnitt. Die Damen waren sämmtlich anwesend, ein Offizier der am Tage zuvor zum ersten Mal die Baracke verlassen hatte, kam auf den Arm seines Burschen gestützt, von der pflegenden Dame gefolgt, die stolz darauf war, ihren Kranken so weit wieder hergestellt zu sehen. Voll und mächtig brauste der Gesang dahin: Nun danket Alle Gott!“ Andächtig folgten Alle der begei-

sterten Lob- und Dantrede ihres treuen Seelsorgers, Frieden und Freude! Frieden, o wie klang das Wort schon so köstlich, und nun hatten wir ihn wirklich. Sie hatten nicht vergebens geblutet und gelitten, die da in Wunden und Schmerzen lagen, eine Kaiserkrone hatten sie erkämpfen helfen und nun kam der Frieden dazu!

„Es bleibt dabei“, rief uns die Gräfin beim Abschied zu, „drei unserer Damen haben sich mit mir vereinigt, und wir laden Sie zu morgen zum Caffee ein, unseren Leuten aber geben wir eine Bowle!“

Wirklich feierten wir am andern Tage das Friedensfest in der von der Gräfin-Mutter angegebenen Weise. Der ganze Morgen verging mit der Bereitung der Bowlen; da wurde in einem riesigen Kübel die Bowle für die Leute bereitet, Pommeranzen geschält, die erst nach einem kleinen Abenteuer, das ich im folgenden Capitel erzählen werde, in unsere Hände kamen, Zucker geschlagen, Weinflaschen geöffnet, gemischt und gekostet. Dann mußte noch Ananas-Bowle für die Offiziere und Aerzte gemacht werden, alle Baracken-Damen wurden zur Hülfe herangezogen, und laut beklagten wir die Abwesenheit der Gräfin-Tochter, der ein solches Leben und Treiben die allergrößte Freude gemacht hätte.

Als die Bowle fertig war, zog jede Dame mit einem

Krüge der in der That höchst angenehm duftenden Mischung ab, um gleich darauf in der Küche zu erscheinen, wo Heringe und Kartoffeln vertheilt wurden. Es war nämlich der sehnlichste Wunsch der Tapfern gewesen, einmal Kartoffeln und Hering zum Abend zu erhalten, heute sollte ihnen dieser Wunsch erfüllt werden, und die Vertheilung der für jede Baracke nothwendigen Vorräthe erfolgte vor Tisch, weil die Damen ja Nachmittag zum Caffee ins Conferenzzimmer mußten.

Bei diesem Caffee ging es lustig genug her, so lustig fast wie damals bei der Kindtaufe, selbst die Damen, die keinen Dienst hatten, kamen aus der Stadt und man war auf diese Weise einmal vollständig beisammen, nur unsere verehrte Vorsteherin fehlte leider noch immer; sie pflegte am Rhein die kranke Tochter und nur freundliche Grüße oder Briefe, die sich auf Lazareth-Angelegenheiten bezogen, bewiesen uns, daß sie mit sehnendem Herzen ihrer lieben Baracken gedachte. Ja lieb waren uns diese Baracken geworden, so lieb, daß der Gedanke an eine Trennung von ihnen uns unendlich schwer dünkte.

Uebrigens feierten wir unser Friedensfest auch mit Musik, seit dem Geburtstag der Königin hatten wir keine Gelegenheit wieder gehabt, den Leuten diese Freude zu gönnen, die denn nun auch im vollsten Maße von ihnen

genossen wurde. Auch wir lauschten den Melodien gern, und die Baracken-Damen eilten nach jeder Tasse zu ihren Leuten, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung war. Auch ich mußte ein paar mal meinen großen Schlüssel aus der Tasche nehmen und die Vorräthe meines Wäsche-Depots plündern, was ich in Anbetracht des Festtages williger that als sonst wohl. Dagegen nahmen es mir die Waschfrauen gar nicht übel, daß ich heut zögerte, ihnen die Wäsche abzunehmen, sie hatten gar keine Eile ins Waschhaus zurück zu kommen sondern setzten sich auf den Rand ihres Korbes und schenckerten nach dem Tact der Musik mit den Beinen. Ein paar Soldaten tanzten lustig Polka, und die andern sangen dazu, ein frisches, heiteres Bild, das obenein vom schönsten Wetter begünstigt wurde.

Wir kamen bei unserm Caffee auf die vielbesprochene Kammerfrau einer fürstlichen Dame, deren Prophezeihungen wunderbarer Weise fast alle in Erfüllung gegangen waren. Nur in Bezug auf das Friedensfest hatte sie sich getäuscht, ihrer Prophezeihung nach, sollte es am 4ten März stattfinden, Berlin aber hatte es schon am 3. gefeiert. „Und sie hat doch Recht gehabt“, erklärte die Gräfin=Mutter, „sie hat das Friedensfest in den Baracken gemeint.“ Wir waren gar nicht abgeneigt, das zu glauben, eine solche Wichtigkeit hatten die Baracken in unserem Leben erlangt, sie

waren unsere Welt geworden, wenigstens für die, welche wirklich treue Baracken-Herzen besaßen.

Die Hand der Festgeberinnen hatte die Tafel mit den reizendsten Blumensträußen geschmückt, die sich zwischen den großen Torten gar annuthig ausnahmen, und wir bedauerten nur, daß sie einem schnellen Verwelken anheim fallen würden. „Man sollte erst noch irgend Jemand eine Freude damit bereiten,“ meinte eine der Damen.

„Ich hab's,“ rief die Gräfin-Mutter, „wir bringen sie unseren Offizieren, dann haben sie ganz etwas Besonderes, wie sie's auch verdienen!“ Sofort waren die Blumen vom Tisch verschwunden, mir drückten sie einen großen Strauß in die Hand, den sollte ich einem jungen Vetter von mir bringen, der mit zerschossenem Bein in der Offiziers-Baracke lag.

Etwas verwundert blickten die Herren auf, als es plötzlich Blumensträuße regnete, dann aber zeigten sie sich entschieden erfreut, sie konnten auch stolz darauf sein, es lag in dieser vom Moment eingegebenen und ausgeführten Huldigung doch nur der Ausdruck der ungeheuchelten Hochachtung vor dem Preußischen Offizier, die jetzt durch alle Stände geht, L'honneur au plus vaillant!

Das war das Friedensfest in den Baracken.

## XXII.

### Wie Johann Pomeranzen holte.

Mit Pomeranzen-Bowle wollten wir am Friedensfest unsre Leute bewirthen und hatten dazu, wie das öfter zu geschehen pflegt, wenn man sich gar zu viel vornimmt, nichts weiter vergessen als die Pomeranzen. Glücklicherweise fuhr gerade ziemlich früh am Morgen ein Offizier in die Stadt, hauptsächlich um sich zum ersten Mal nach dreimonatlichem Kranklager frisiren zu lassen und erbot sich, die Pomeranzen mitzubringen. Das Anerbieten wurde dankbar angenommen und nicht ahnend, welche Ruthe er sich gebunden, fuhr der Lieutenant an der Seite seines getreuen Johann davon.

Der Tapfere hatte Haar und Bart so elegant als möglich frisiren lassen und war, da dies etwas lange dauerte, hungrig geworden; er gab also Johann den Befehl Pomeranzen zu kaufen, und ihm dieselbe in eine nahe Weinstube zu bringen. Der Lieutenant verzehrt sein Frühstück und wundert sich, wo Johann mit den Pome-

ranzen bleibt, er beginnt sich allgemach nach den Baracken zu sehnen, wo er das kranke Bein viel besser ausstrecken könnte, als hier, aber Johann kommt nicht. Endlich erscheint er, keuchend aber mit dem freundlichsten Lächeln von der Welt. „Hier, Herr Lieutenant, ist die Pimmade!“

„Pomade,“ fährt entsetzt der Offizier auf und als er hastig das Packet öffnet, welches Johann gebracht, rollen ihm zwei Duzend irdene Büchsen mit Pomade entgegen. „Mensch, was ist denn das?“ fragte er den noch immer lächelnden Johann mit sprühenden Augen ansehend.

„Na, die Pimmeranzen-Pimmade,“ entgegnete der Gefragte ruhig, „sie hatten soviel auf einmal nicht vorräthig, ich habe gewartet.“ „Aber Mensch, was soll ich denn mit der Pomade,“ ächzt der Lieutenant.

„Na, ich dachte, weil der Herr Lieutenant sich die Haare hatten verschneiden lassen.“ —

„Darum müßte ich zwei Duzend Büchsen Pomade mit in die Baracken nehmen, o Burschen-Logik,“ seufzt der Offizier, „Pomeranzen solltest Du holen, hörst Du, gelbe Pomeranzen und nun lauf und komme mir nicht wieder mit Pomade!“ „Zu befehlen, Herr Lieutenant!“ Johann macht Kehrt und begiebt sich aufs Neue auf den Pomeranzenhandel. Diesmal kommt er aber wirklich mit den rechten Früchten zurück, hilft dem Lieutenant den Mantel

unnehmen, holt die Droschke und Beide schlagen den Heimweg ins Lazareth ein. In der Friedrichstraße bemerkt Johann plötzlich: Herr Lieutenant, hier wohnt unsere Waschfrau, der muß ich noch etwas bestellen."

"Nun so laß mich allein fahren und komm' nach, ich habe keine Zeit mehr, gib mir aber die Pomeranzen mit, denn die Damen brauchen sie."

Johann sucht in seinen Taschen und bringt endlich ein Packet zum Vorscheine. „Himmel Donnerwetter,“ fährt der Lieutenant, den obenein sein Knie ganz empfindlich schmerzt, wüthend auf, „das ist ja die verwünschte Pomade. Wo hast du die Pomeranzen?“

„Die Pomeranzen! Ja Herr Lieutenant, die werde ich wohl in der Weinstube haben liegen lassen!“

„Umkehren!“ befiehlt der Offizier. Dies Umkehren aber ging nicht ohne Zwischenfall ab, Johann zerschlug nämlich bei seinem Suchen nach den „Pomeranzen“, die Laterne an der Droschke, der Droschkentritscher wurde grob und beruhigte sich erst, als der Lieutenant ihm einfach die zerschlagene Laterne bezahlte. Dann fuhren sie nach der Weinstube zurück und richtig, da lagen sie noch unberührt und mit „Pomeranzen und Pomade“ kam denn der Lieutenant glücklich nach den Baracken zurück, wo die Erzählung seiner Abenteuer ein helles Gelächter hervorrief.

Von den „Pimmeranzen“ wurde er auf der Stelle befreit, aber er war nun immer noch glücklicher Besitzer von vierundzwanzig Büchsen „Pimmade.“ Rechts und links verschenkte er dieselben an die Soldaten, die mit ihm auf einer Baracke lagen, bis ihn der Heilgehülfe leise fragt: „Aber Herr Lieutenant, was sollen denn die Leute gerade mit der Pomade.“ Verwundert sieht der Lieutenant den Heilgehülfen an, der feierlich — ernst wie immer vor ihm steht, und wie zur Erklärung sagt: „Das ist Pomade gegen Ungeziefer.“

Mit beiden Händen wehrte ihn der Lieutenant ab, er mochte gar nichts mehr von der unglückseligen „Pimmade“ anhören, und murmelte nur leise vor sich hin: „O Johann, Johann, dich schicke ich nicht wieder nach Pomeranzen!“

## XXIII.

### Ein Gang durch die Baracken.

Bei der großen Aehnlichkeit, welche die Baracken äußerlich miteinander hatten, sollte man meinen, sie hätten auch innerlich denselben Anblick dargeboten, es zeigten sich indessen dem schärfer blickenden Auge Verschiedenheiten genug, waren ja doch die pflegenden Damen und Aerzte untereinander so verschieden wie nur möglich, und sie drückten gewissermaßen dem Raume, in dem sie pflegten, ihren Stempel auf. Verschiedenartige Gruppen und Bilder zeigen sich in jeder Baracke und ein Rundgang durch den ganzen Complex wird dem Leser eine kleine Vorstellung davon geben.

Die erste Baracke bietet eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar durch die Franzosen, die in ihr liegen; sie ist auch meist von Besuchern umstanden, denen der Posten aber hartnäckig den Eintritt verweigert, und sie müssen sich begnügen, die Blessirten anzustarren, die lebhaft plaudernd und gesticulirend vor der Thür sitzen. Drinnen sieht's sauber,

ordentlich und freundlich aus, dafür sorgt schon die Gräfin-Mutter, jetzt eben steht sie in der Küche und brät in einer kleinen Pfanne auf Gas für einen armen Schwerkranken, dessen Stöhnen bis an ihr Ohr dringt, ein junges Huhn, sicher eine ungewohnte Arbeit, aber über ihre Schulter hinweg sieht sie nach dem Wärter, der Bier einschenkt und ruft der Schwester etwas zu. Dann kommt ein Weinküper und will seine Ladung gern abgeben; Gräfin-Mutter mit der einen Hand die Pfanne haltend, zieht mit der andern einen Schlüssel aus der Tasche und schickt ihn nach dem Wäsche-Depot. „Die Dame wird Ihnen den Wein abnehmen“. Dann läßt der dirigirende Arzt um eine Unterredung bitten; in dieser Baracke ist ein ewiges ab- und zuströmen und dazwischen hört man ein freundliches: Merci, Madame oder s'il vous plait.

In der nächstfolgenden Baracke ist es dafür desto ruhiger, hier herrscht ein ganz ungewöhnlicher Fleiß, fast Alle sind beschäftigt, der Eine mit einer kleinen Laubsäge, der Andere mit der Nähnaedel, einer schneidet aus Pappe zierliche Figuren, ein Anderer schreibt, fast Alle sehen heiter und zufrieden aus. Die pflegende Dame ordnet in der Küche das zum Mittag bestimmte Compott in weiße Schälchen, die ganze Baracke macht den Eindruck der musterhaftesten Ordnung. Die Dame hat es sich zum Princip gemacht,

ihren Leuten nichts Außergewöhnliches zu verabreichen, keine Leckereien, keine Blume, aber sie verschafft ihnen durch Arbeit einen kleinen Verdienst und sieht, daß sie sich sehr wohl dabei befinden. Man mag dieses Princip angreifen, denn es steht fest, daß man gerade mit Blumen und ähnlichen Kleinigkeiten große Freude bereiten kann, auf der andern Seite hat es zweierlei für sich: erstens, daß die Leute nicht verwöhnt werden, wovor sich viele Pflegerinnen im Interesse der Leute fürchten, weil es für sie selbst üble Folgen haben könnte, wenn sie in ihre engen kleinen Verhältnisse zurückkehren, obgleich ich dem nicht unbedingt zustimmen kann, und zweitens, daß sie viel weniger Langeweile haben und nicht aus der Disciplin kommen. Eine strenge Ordnung ist ja der Soldat gewöhnt, und ich habe Kranke dieser Baracke, die ein paar Tage auf andern gelegen hatten, mit dem freudigen Ausruf: „Ach hier in unserer Baracke ist es doch am Schönsten,“ zurückkehren sehen.“

In der nächstfolgenden Baracke concentrirt sich das Interesse auf einen Kranken, der an beiden Schultern resicirt, viel leiden muß, dabei aber einen Appetit entwickelt, der das Staunen der pflegenden Dame hervorruft. Diese, eine junge blonde Frau in tiefer Trauer -- ihr Gemahl, der bei Gravelotte den Heldentod fand, stand

durch Freundschaftsbande dem Hof von Berlin sehr nahe — kommt eben wieder mit einem Teller Braten, den sie nur mühsam errungen, da man in der Küche den furchtbaren Hunger des Schwer-Kranken ebenfalls nicht begreifen will, in die Baracke zurück, sie lächelt still vor sich hin, wenn sie des kleinen Scharmützels gedenkt, durch welches sie sich den Braten erkämpft, und erheitert mit einer Schilderung desselben die beiden Ärzte, die sich eben zum Frühstück in dem kleinen Depot niederlassen, worauf die Dame, nachdem sie drinnen in der Baracke freundlich mit den Leuten gesprochen, ins Wäsche-Depot eilt oder dies wenigstens thun will, denn da die Dame im ganzen Lazareth sehr beliebt ist, wird sie bald hier, bald da aufgehalten, ehe sie an ihr Ziel kommt. Gleich an der nächsten Baracke schon wird sie angeredet, hier sprechen drei Personen sehr lebhaft miteinander, die Eine ist eine hohe, schlanke Frau mit einem schwarzen Spitzentüchlein auf dem röthlich-blonden Haar, die beiden Andern sind zwei Herren in grauen Röcken, von denen Jeder einen Arm in schwarzer Binde trägt. Es sind die beiden Ärzte der Baracke, die um eine Transplantation machen zu können, ihre eigene Haut geopfert haben, und nun die Arme für etliche Tage nicht brauchen können. Halb im Scherz, halb aber auch im Ernst, werden sie von der pflegenden Dame gescholten,

und flüchten sich endlich in den Krankensaal, wo um einen Tisch drei junge Leute in schwarz und weiß carrirten Schlafrocken miteinander plaudern. Es sind drei Freiwillige, der eine geht mühsam auf zwei Krücken, aber es fehlt ihm doch kein Fuß, wie seinem Freunde, der von einer etwas entfernteren Baracke zum Besuch gekommen ist. Der dritte sitzt vor einem Blatt Papier und malt mühsam mit der Linken Buchstaben und Zahlen, der auf der Brust festgesteckte rechte Ärmel ist leer, der Arm, der hineingehörte, ist vor Monaten schon abgenommen, Tag für Tag sitzen diese drei, die alle noch im Anfang der zwanziger Jahre stehen, beisammen, zuweilen liegen wohl trübe Wolken auf ihrer Stirn, aber meist sind sie heiter. Nun tritt auch die Dame hinein, ihr gleichmäßig ruhig freundliches Wesen macht sie ganz besonders geeignet zur Pflege für etwas eigensinnige Kranke, wie der mit der künstlich wiederhergestellten Lippe; durch Freundlichkeit und Festigkeit imponirt ihm die Dame, und er gehorcht ohne Widerrede. Dabei herrscht eine grimmige Kälte in der Baracke, ein geschlossenes Fenster kommt hier gar nicht vor, denn der „Graue“, der hier in seinem Reich ist, würde es ohne Erbarmen wieder öffnen, es ist ihm schon nicht recht, daß die Dame sie wenigstens in ihrem Depot schließt.

Ebenso streng wird es in der nächsten Baracke mit

der Ventilation gehalten, herrschte in den anderen Baracken Ordnung und Sauberkeit, so waltet hier eine gewisse Pedanterie vor; jedes Waschbecken für Arzt oder Wärter, jede Flasche mit Carbol hat ihren ganz bestimmten Platz, den ein Zettel mit großen schwarzen Buchstaben ankündigt. Nirgends wird jede Veränderung in der Temperatur eines Kranken so genau angemerkt wie hier, über seine Zeitung weg blickt Dr. T. mit Argus-Augen nach Wärtern und Kranken; mit unhörbarem Schritt fast gleitet die Dame durch die Baracke, nach acht Monaten mit derselben Freudigkeit wie am ersten Tage, jedes Stäubchen ängstlich fast entfernend und selbst Schwester Cyrilla zupft die glatten Bettdecken noch glatter.

Aus der folgenden Baracke schallt lustiger Gesang dem eben eintretenden Pastor entgegen, die Dame selbst fällt mit heller Stimme ein, und die Augen der Kranken leuchten auf. Sie wissen, daß kein Herz wärmer und treuer für Preußens Heer schlägt, daß Niemand mehr bedacht sein kann auf das Wohl der Kranken, als die gnädige Frau, die ihnen wie eine Mutter vorkommen würde, wenn sie nicht zu jung dazu wäre. Eine große graue Kasse auf dem Arm, die sich in den Baracken angefundnen und von ihr adoptirt wurde, kommt die Dame in's Depot, sie weiß, daß der Pastor dort gern eine Tasse Caffee trinkt,

ungestört durch das Gelächter und den Gesang auf dieser „lustigen Baracke.“

Zwei Damen, die eine mit bleichen, müden Zügen, die auf Kränklichkeit schließen lassen, die Andere mit grauen Locken um das noch jugendlich frische Angesicht eilen in die nächste Baracke, hier geht eben ein zierliches Frauchen, die weiße Schürze vorgebunden, eine Tasse frischgekochter Chokolade auf einem kleinen Präsentirteller tragend in den Saal; als sie die beiden Damen sieht, ruft sie lachend: „Ach, Sie kommen inspiciren.“ Diese drei Damen wechseln nämlich untereinander ab in der Pflege und die beiden Andern kommen zum Besuch. Diese Baracke ist mit mehr Luxus eingerichtet als die Uebrigen, im Depot hängt sogar ein Spiegel mit Goldrahmen, und auch ein kleines Sopha hat Platz darin gefunden.

„Das sind die Reichen bei uns“, sagt scherzend die Dame der nächstfolgenden Baracke, „bei mir sieht's dagegen aus wie bei armen aber doch reinlichen Leuten.“ Schmuckloser freilich ist dies Depot, reinlich aber in der That, darauf hält die kleine Dame, sie läßt die Wärter ganz gehörig arbeiten, selbst den Vornehmen mit der Hahnenfeder auf dem Hut, von dem man nie recht weiß, ist er ein Graf oder nicht, der aber seine Arbeit aus dem Grunde versteht und sie auch thut, wenn man ihn nur recht zu

behandeln weiß. Der Saal in dieser Baracke ist lustiger als alle Andern, nicht nur die Fenster, auch die Thüren stehen hier meist sammt und sonders offen und dabei nimmt der Assistenz-Arzt noch den grauen Filzhut ab, als sei es ihm zu warm, sein Dialect, wenn er spricht, verräth den Mecklenburger, aber er ist nur ein halber Landsmann des „Grauen“, der wie alle Schweriner mit einer Art Mitleid auf den „kleinen Bruder von Strelitz“ hernieder sieht. Unser Strelitzer aber war auch nicht auf den Kopf gefallen und wußte dieses Mitleid recht gut abzuwehren. Eben spricht er mit einem blessirten Fähnrich, dessen eingegypster Arm seit Wochen in der Schwebeliege hängt und sucht ihm durch freundliches Plaudern die Zeit zu vertreiben, da tritt der Ordinaire ein. Es ist der Arzt du jour, dem diese Baracke anvertraut ist, schnell und scharf sieht er sich um ob er nicht etwa noch ein Fenster entdeckt, das er öffnen könnte, er findet aber keines und zündet sich statt dessen eine Cigarre an, dazu immer eifrig sprechend und mit einem alten Brief-Couvert spielend, das er aus der Tasche seiner kurzen seidenen gesteppten Jacke gezogen hat. Kurz und scharf, wenn auch nicht gerade unfreundlich, ertheilt er seine Befehle, reicht der Dame die Hand und eilt nach der nächsten Baracke, wo er den General-Arzt aufsuchen will. Zwei

Damen in Trauer sitzen miteinander im Depot, die junge brünette Frau erzählt unter heiterem Lachen ihrer blonden, stillen Gefährtin, die heute keinen Dienst hat und nur zum Besuch da ist: „Denken Sie, Comtesse, eben hat der General-Arzt unserem H. versprochen, wenn seine künstliche Nase heil sei, dann wolle er mit ihm ins Museum gehen und er solle sich da eine Nase aussuchen, so wolle er ihm die feinige nachher zurecht schneiden und wenns die vom Antinous wäre!“

„Was sich H. wohl unter Antinous gedacht haben mag,“ fragt lächelnd die Comtesse, ein Bruder von ihr liegt draußen in Frankreich begraben, zwei Andere liegen noch auf dem Krankenbett, darum blicken ihre Augen so trübe.

„O, er hat ihn sicher für einen braven Stabs-Diffizier gehalten,“ lacht die Andere, aber was ist denn da draußen los.

Vor der Thür der Baracke steht der kleine blonde Assistent-Arzt und streitet heftig mit einem Fremden, der eigensinnig behauptet, auf diese Baracke müsse eine Frau Doctorin F . . . sein, die er sprechen wolle.

„Hier ist keine Doctorin F . . .,“ lächelt die Comtesse, „Doctor F . . . ist nicht verheirathet.“

„Nein, gewiß nicht,“ entgegnet giftig der Assistent.

„Wie, meine Damen, Doctor F . . . soll nicht verheirathet sein,“ ruft der Fremde, „wissen Sie denn, wer Doctor F . . . ist“?

„Nun natürlich, ich heiße F . . .,“ erwidert der junge Marburger.

„Nein, ich heiße F . . .,“ schreit der Fremde, „und es ist lächerlich mir zu sagen, daß ich nicht verheirathet sei, ich will zu meiner Frau, und sie muß hier sein.“

Nach langem Hin- und Herreden fand sich denn, daß der Fremde, der in der That denselben Namen wie der Assistent führte, sich in der Nummer der Baracke geirrt und nach einem der beiden andern Complexe gewollt hatte, wo seine Frau pflegte. Kaum ist der Ungestüme abgefertigt, so erscheint eine Dame und bittet um Erlaubniß sich einen Krankensaal ansehen zu dürfen, als aber der Vorhang zurückgeschlagen wird, weicht sie schauernd zurück und mit dem Ausruf: „Mein Gott, haben Sie denn nur Männer!“ entweicht sie eilig. Hatte sie vielleicht geglaubt Minna Hensels Amazonen-Corps sei zu Stande gekommen und wir pflegten die Heldinnen desselben?

Drei violette Jacken über dem Arm eilt eine Dame raschen Schrittes in die nächste Baracke, wo eine zweite Dame, deren Accent es verräth, daß sie in Walter Scotts

Heimath zu Hause ist, geschäftig umhergeht. Sonst pflegt nur eine der beiden Damen da zu sein, aber die treue Schwester Editha ist erkrankt, da giebt es mehr zu thun. Es sind mehrere Offiziere in dieser Baracke, für sie sind die violetten Jacken bestimmt, es amüßirt sie, als Weischen in ihren Betten zu liegen, wie sie sich ausdrücken, während die Mannschaften die feuerrothen vorziehen. Nur dem Hauptmann ist es gleichgültig, ob er eine rothe oder blaue Jacke anhat, er hat einen Brief vor sich, in dem liegt ein Sträußlein welker Blumen, seine Töchterchen haben ihm die ersten „Gänseblümchen“ geschickt und nun hat er Heimweh nach seinem stillen Gutshof mit den alten Kastanien, unter denen sich's so behaglich Kaffee trinkt. Theilnehmend hat sich die Dame mit dem fremden Accent an sein Bett gesetzt, ihre Augen füllen sich mit Thränen, es thut ihr so sehr weh, daß sie ihm nicht helfen kann, aber mit dem freudigen Ausruf: „Ah, ma chère!“ springt sie plötzlich auf, während es in der Baracke von Mund zu Mund geht: „Die Dukaten-Dame!“ Die Dukaten-Dame war eine schöne blonde Russin, die ihren Ohrringen, welche ungefähr wie Dukaten aussahen, diesen Beinamen verdankte. Da sie immer nur mit einer Menge der reichsten Geschenke ankam und außerdem trotz ihres gebrochenen Deutsch vortreflich mit den Soldaten umzu-

gehen wußte, waren ihre häufige Besuche immer eine Freude für alle Baracken.

Ein völlig anderes Bild zeigt die Baracke, in welche ich nun den Leser führe, es ist die Offiziers-Baracke, die ausschließlich mit Offizieren belegt ist, für die große Anzahl derselben aber doch nicht ausgereicht hat. Hier ist der Krankensaal durch einen besonderen Vorhang getheilt, die eine Hälfte bildet den sogenannten Salon, und die Meubles mit denen er ausgestattet ist, haben eine weite Reise von Mecklenburg nach Berlin gemacht; die Gräfin-Mutter ließ sie von ihrem Gute kommen und hat ihre stete Freude daran, ihre alten Bekannten wieder zu begrüßen. Dieser Raum dient den Herren, welche das Bett verlassen können, als Aufenthalt, in dem anderen Raume sieht es gerade so aus, wie in jeder Baracke, auch hier das Stöhnen Schwerkranker, dazwischen fröhliches Gelächter; über jedem Bett hängt das eiserne Kreuz und zwischen den Betten geht die „Tante“ auf und nieder, die verschiedenen Wünsche anhörend, billige erfüllend und unbillige mit einem Scherz zurückweisend. „Tante,“ nennen die blessirten Offiziere ohne Ausnahme diese pflegende Dame, obwohl sie zu keinem Einzigen in irgend einem Verwandtschaftsgrade steht. Sie ist auch meist zufrieden mit ihren Pfleglingen, nur eines kann sie nicht verschmerzen, nämlich daß es lauter Lieute-

nants sind. „Lauter Lieutenants, wenn nur wenigstens ein angeschossener General dabei wäre!“ Und doch dankte sie in ihrem Herzen Gott, daß kein General dabei war, daß der Krieg nach dieser Seite hin nicht noch mehr Opfer gefordert hatte, als Preußen schon zu beklagen hat. In der Offiziers-Baracke geht viel Besuch aus und ein, Wagen mit guten alten Wappen halten vor der Thür, die rothen Spitzen der Königsmark und Andere; gern lenkt auch die Königin ihren Schritt hierher, sie weiß, daß die Offiziers-Baracke nicht immer so lustig war, sie ist selbst oft genug darin gewesen in den Tagen der Trübsal, wo hier ein trauerndes Elternpaar am Sterbelager des einzigen Sohnes saß, dort eine Schwester mit wehem Herzen auf den immer leiser werdenden Pulsschlag des einzigen Bruders lauschte und eine junge Frau unter heißen Thränen in das Angesicht ihres dahinscheidenden Gemahls blickte. Was für Jammer und Weh barg damals dieser Raum, lange, lange Wochen meinten wir noch immer seine Spuren darin zu bemerken, so schwül dünkte uns die Luft, so reich an schmerzlichen Erinnerungen waren diese Wände. Was hatte die Wissenschaft hier für Anstrengungen gemacht, um fliehendes Leben aufzuhalten — umsonst — umsonst — die edelsten Blüten knickte der Tod — Samen, gefät am Tage der Ernte zu reifen!

Hier zeigte sich auch ein Heldenthum, das Heldenthum auf dem Krankenlager, und das Heldenthum derer, die ihr Liebstes hingaben mit Gott für König und Vaterland! Sie sollen nicht vergessen werden, jene trüben Tage, so wenig wir Preußen die Namen derer vergessen, die damals eingingen durch den Tod in das Leben; die heiligen Schauer des Sterbens sind darüber gebreitet, Ehre dem Andenken der theuren Todten\*) und Gottes Trost den Ueberlebenden!

Vor der Thür der benachbarten Baracke stehen zwei Damen, ihre Gesichter sehen halb verdrießlich, halb lachend aus; es hat nur eine Dame Dienst, aber aus Versehen sind Beide erschienen, darüber lachen sie, aber verdrießlich sind sie, weil bei der Kälte sich Jede gern die Fahrt erspart hätte. Schließlich überwiegt der Humor und die Eine sagt lachend: „Es sind heute dreizehn Grad Kälte, schon daraus konnten Sie sehen, daß mein Tag war.“ Die arme Dame war nämlich ganz besonders empfindlich gegen die Kälte, kam aber einmal ein milder Tag, so hatte ihre Collegin Dienst, sie traf es immer nur an den kältesten

\*) Georg Graf Solms, Seconde-Lieutenant im 2. Garde-  
Dragoner-Regiment.

Richard von Plöy, Seconde-Lieutenant im Kürassier-Regi-  
ment No. 7

Erbreich, Lieutenant von der Reserve.

Tagen, so viel Mühe beide Damen sich auch gaben, es anders einzurichten. Da zwei Damen auf einer Baracke doch nicht genug zu thun finden, so begiebt sich die eine derselben in die nächste Baracke, wo eine Freundin von ihr pflegt; eine hohe, schlanke Dame in Trauer mit einem ruhig freundlichen Gesicht sich eben mit einem Garde-Schützen unterhält, dem der eine Fuß abgenommen und das andere Knie resecurt worden ist; sein Gesicht ist todtenbleich, die Hände, die auf der Bettdecke ruhen, sind wachsweiß und weich wie die der vornehmsten Dame, aber er lacht ganz heiter und raucht seine Cigarre dazu.

Ging es in dieser Baracke still zu, so ist es in der nächsten desto lauter, ein ganz seltsames Hin- und Herrennen, ein wunderliches Sprechen durcheinander, sicher soll hier etwas Besonderes vorgehen. Das ist denn auch der Fall, die Baracke soll nämlich photographirt werden, der ordinirende Arzt macht sich dies billige Vergnügen und scheint gar nicht genug Gesichter für sein Baracken-Bild bekommen zu können. Er ist so beschäftigt damit, daß er nur mit halbem Ohr auf die Erzählung eines kleinen Zwistes hört, den ein paar Damen miteinander gehabt haben, vielleicht will der vorsichtige Stargarder nicht hören, um nicht Partei nehmen zu müssen, wenn er auch keinen Augenblick in Zweifel ist, wessen Partei er nehmen soll.

Dazwischen ruft er in behaglich-humoristischer Weise eine Bemerkung in das Depot hinein, wo der „Graue“ noch frühstückt und Berlins größte Künstlerin mit einer mächtigen Stopfnadel die Fäden verfestigt, welche die Strickerin an den Strümpfen für ihre Leute hat hängen lassen. Endlich ist der Photograph mit seinen Vorbereitungen zu Ende und fängt nun an, das Bild zu arrangiren, die Dame und der Graue müssen das Depot verlassen, sie gehören ja ganz nothwendig zu dem Bilde, endlich beginnt die Marter des Photographirens, die ganze Baracke ist regungslos, einer der drei Offiziere, die im Vordergrund liegen, ist vor Schwäche eingeschlafen, er liegt ganz ruhig, auch die Andern sind still, nur ein paar Soldaten können das Lachen nicht länger unterdrücken und bringen schließlich die ganze Gesellschaft aus der Fassung. „Das wird ein schönes Bild geben,“ bemerkt der Arzt, aber lachend flüstert ihm der Photograph in's Ohr: „Nein, Herr Doctor, es giebt gar kein Bild; weder Sie noch ich noch irgend Einer hat bemerkt, daß der Deckel nicht abgenommen war, ich hatte noch meinen Hut darüber gedeckt, nur diesen nahm ich ab und stülpte ihn dann wieder darauf, die Platte ist ganz leer!“

Nun geht die Dual von vorn an, bis die Aufnahme gelungen, und nun Alles ungestört lachen und sich über

das Gesicht der Andern moquieren darf. Aerzte und Damen sitzen plaudernd im Depot, bis eine der Damen sich anschickt, Eier aus der Küche zu holen. Als sie vor der Thür derselben anlangt, hält ein Wagen, eine Dame in tiefer Trauer steigt aus, und von allen Seiten klingt ihr ein fröhliches: „Guten Morgen, Excellenz,“ entgegen. Es ist die Vorsteherin der pflegenden Damen, — auch eine von den vielen Heldennüthern Preußens, die ein geliebtes Kind in französischer Erde ruhend wissen — ihr Angesicht zeigt die Spuren heißer Thränen, aber ihr Mund lächelt mild-freundlich und von der Küche aus beginnt sie langsam ihre Wanderung von Baracke zu Baracke, freudig begrüßt von jeder einzelnen Dame; dieselbe Wanderung, die wir eben mit dem Leser gemacht haben. Nur die Küche bleibe uns noch, aber die ist eben von den Wärtern in Beschlag genommen, die das Mittags-Essen holen. Einen Augenblick will ich den Leser noch in mein Depot treten lassen, wo eben die Uhr auf der Commode stehen geblieben ist; sie thut das öfter am Tage, geht aber ruhig weiter, wenn sie angestoßen wird. Nimmt der Leser einen Augenblick Platz auf einem meiner beiden Stühle, so kann er sicher sein, daß sehr bald der „Graue,“ oder Fräulein Hedwig erscheinen werden, die doch ganz genau wissen müssen, wer im Wäsche-Depot zu Besuch ist. Raucht der

Leser, so wird ihn der „Graue“ auf das Kistchen in der linken Ecke des zweiten Faches der Commode aufmerksam machen, während er unter den Zeitungen, die zur Auswahl für die Damen auf dem Tische liegen, nach seiner heimathlichen „Rostocker“ mit dem bleichsüchtigen Druck und dem dünnen Papier sucht. Da ich dem Leser den einen, Fräulein Hedwig den andern Stuhl angeboten habe, bleibt für mich nur noch ein hölzerner Schemel, für den „Grauen“ nur meine getreue Leiter übrig, die mir der Major eines Tages selbst aus der Stadt holte, damals war's aber noch unser erster Commandant, der nachher zu den „Städtern“ überging und nur noch auf Besuch herüberkam. Wenn er in diesem Augenblick kommt, findet er keinen andern Platz als meine große Charpie-Kiste, die lebhaft an einen Sarg erinnert, und in die man bequem hineinfallen kann, wenn sie nicht bis zum Rande gefüllt ist, nachdem man sich vorher an Nägeln und Splintern die Kleider zerrissen hat. Wenn der Leser meine Vorräthe an Hemden und Strümpfen, Watte und Lint, Verbandzeug und Taschentüchern gehörig bewundert hat, lasse ich ihn noch einen Blick in den Betsaal thun, wo unsere liebe treue Schwester Zitta eben ihre Mittagsgebete hält, und begleite ihn dann bis zur Barrière, an der ein Posten steht, hier sage ich ihm Lebewohl und eile in mein verlassenes Depot zurück.

---

## XXIV.

### Schwere Wege.

Ja schwer waren diese Wege für die Baracken-Damen, wenn Einer heimgegangen war, den sie gepflegt, und nun die Hinterbliebenen kamen, um den Todten noch einmal zu sehen. Vom Rhein her war eine Mutter gekommen und mit ihr machte sich die pflegende Dame auf den Weg nach dem Leichenhause; den Tag vorher hatte es heftig geregnet, dann war es wieder kalt geworden und aus dem feuchten nassen Boden war Glatt-Eis entstanden. Die arme Dame, in deren Arm sich die trauernde Mutter hing, fürchtete bei jedem Schritt auszugleiten und hinzufallen, mit Mühe gelangten nun Beide an das Ziel ihrer trüben Wanderung, während welcher die Frau unaufhörlich weinte und schluchzte. Die Dame war ohnehin von dem Sterben des Soldaten ergriffen und aufgeregt, die laute Trauer der Mutter wirkte nicht beruhigender, nervös und abgesspannt auf den äußersten Grad betraten sie den Flur des Leichenhauses. Hier kam ihnen ein Arzt entgegen und

mit müder Stimme fragt die Dame, ob der Todte sichtbar. Der junge Mann, der eben nicht mit dem glänzendsten Mednertalent ausgerüstet war, — es klang immer als zerbräche er sich die Zunge über den einzelnen Worten — dabei aber einen uner schöpfl ichen Fond von Gutmüthigkeit besaß, der ihn doch allen lieb machte, erklärte den beiden Frauen, er habe soeben der Section beigewohnt, angekleidet sei der Todte noch nicht, wolle ihn aber die Mutter sehen, stehe ihr nichts entgegen. Das Mutterherz sehnte sich nach dem todten Kinde und mochte nicht länger warten, so öffnete denn der Arzt die Thür und weinend stürzt die alte Frau am Sarge nieder. Eine Decke haben sie über die Leiche gebreitet, aber der eine Arm, es ist der verstümmelte, liegt nackt und bloß darauf; immer wieder küßt die alte Frau den blutigen Arm, streichelt ihn und jammert vor sich hin. Dann hebt sie das Auge zu der Dame, die mit gefalteten Händen dabei steht und fragt im tiefsten Schmerz: „Aber so nackt werden sie ihn doch nicht einscharren, sie werden ihm doch ein Hemd anziehen!“ Dieser Gedanke verläßt das arme alte Weib nicht mehr, unaufhörlich fragt sie auf dem Rückwege: „Sie werden ihm doch ein Hemd anziehen?“ Vergebens zeigt ihr die Dame den Leichen-Wärter, der eben nach dem Wäsche-Depot geht, um ein neues Hemd

für den Todten zu holen, vergebens erzählt sie ihr, daß sie eine Stunde später den Sohn sauber und friedlich gebettet würde gefunden haben. Der durch den Schmerz über den Tod ihres Kindes schwach gewordene Kopf der armen alten Frau zittert bei dem Gedanken, ihr Sohn könne der Erde nackt und bloß überliefert werden, sie hört gar nicht auf die Erzählungen der Dame von den Kränzen und Blumen, die der Todte haben soll, sie wiederholt unaufhörlich ihr: „Aber ein Hemde werden sie ihm doch anziehen!“ Ihr Fuß gleitet aus auf dem schlüpfrigen Boden, sie achtet es nicht, ihre Gedanken sind bei ihrem Kinde, so kommen sie zur Baracke, sie nimmt Abschied von der Dame, sie dankt ihr für die Pflege ihres Sohnes und will in ihre Wohnung nach der Stadt. Die Dame wirft sich in einen Stuhl, nicht einmal den Caffee für den Lieutenant drinnen, der deshalb die Laune verliert, kocht sie heut selbst, sie ist zu müde und angegriffen, die Thränen kommen ihr wider Willen in die Augen, so elend hat sie sich in den Baracken noch nie gefühlt — sie hört die Thür gehen und achtet nicht darauf, da sieht ein weinendes Augenpaar in's Depot und eine zitternde Stimme fragt noch einmal: „Aber ein Hemde werden sie ihm doch anziehen!“ Nachdem die Dame ihr noch einmal die Versicherung gegeben, er werde ein Hemd erhalten, verschwindet

die Alte endlich, glücklicherweise kommt auch der Omnibus und die Dame kann nach Hause zurückkehren.

Schlimmer noch erging es einer andern Dame, die mit dem Vater eines am Tage vorher gestorbenen Unteroffiziers nach dem Leichenhause fuhr, denn zu Fuß war der Weg an jenem Tage unmöglich. Als sie aussteigen, tritt ihnen ein Unteroffizier entgegen mit der verwunderten Frage: „was die Herrschaften suchten!“ „Nun, den Unteroffizier B.“

„Ja, was soll der hier sein!“

„Mein Gott, er ist todt!“

„Todt, na Todte haben wir hier nicht, hier ist jetzt die „Kammer“ und ich bin der Capitain d'Armes.“

„Ja, aber wo ist denn das Leichenhaus?“

„Ach, das ist jetzt ganz da drüben.“

Mit dem zitternden und weinenden Vater muß die Dame, die allerdings den großen Fehler begangen hatte, ihrem Arzte nichts von dieser Expedition zu sagen, denn sonst hätte dieser sie von der Veränderung in Kenntniß gesetzt, wieder einsteigen und nach der entgegengesetzten Seite fahren. Hier aber wurde der Weg für die Pferde so gefährlich, daß sie den Wagen abermals verlassen mußten und mühsam an das traurige Ziel ihrer Wanderung gelangten.

Auch ich bin einmal hinüber gepilgert zu der Stätte des Todes, um einen Kranz auf den Sarg eines Todten zu legen, den ich im Leben wohl gekannt; ein trüber unfreundlicher Tag war's, dazu Thauwetter, so daß stellenweise der Boden einem See glich, an andern Flecken hatte sich Eis gebildet, oder der Schnee lag noch fußtief und die äußersten Spitzen begannen erst zu schmelzen, dazu schlug uns ein feiner Sprühregen in's Gesicht, neben mir ging unsere Küchen-Dame, Palmen im Arm und Thränen im Auge; der Graue begleitete uns, still und mühselig bahnten wir uns unsern Weg. Am Leichenhause öffnete uns der Wärter die Thür, er grüßte mich wie ein guter Bekannter und ließ uns in den Flur treten. Der Graue ging vor uns hinein, um die Thür des Sectionszimmers abzuschließen, um uns jeden widrigen Anblick zu ersparen. Dann traten wir ein, gerade der Thür gegenüber stand der kleine schwarzbehängene Altar mit dem Crucifix darauf und den Wachslichtern. Zu Füßen des Altars schlummerte still und friedlich unter Blumen wie vergraben der junge Offizier, der vor kurzen Monden noch so keck und fröhlich in die Welt geschaut und von Rückkehr nach Frankreich geträumt hatte. Aelter sahen seine Züge aus, als im Leben, aber ruhig und friedlich; zu beiden Seiten standen in schlichten schwarzen Särgen

die Leichen zweier Soldaten. Durch eine Spalte in der Thür fiel ein Sonnenstrahl auf den Altar und das Gesicht des Todten, vor dem wir mit gefalteten Händen standen. Auch das lachende, lustige Gesicht des Grauen war still und ernsthaft, ich wußte, woran er dachte. Seine Gedanken waren bei einem Todten, der vor wenigen Tagen auch hier im Sarge gelegen, Einer, um dessen Leben die Wissenschaft einen förmlichen Kampf eingegangen war mit dem Tode, und in dem sie doch unterlegen war. Das Herz des Grauen hatte an jenem Todten gehangen, wie das ganze Lazareth an ihm hing, ja die ganze Stadt, denn überall wurde voll Theilnahme nach ihm gefragt, nach ihm und einem Andern, dessen Augen sich nun auch geschlossen hatten. An diese beiden Offiziere dachte der Graue in tiefer Wehmuth, waren doch die Tage, in denen sie mit dem Tod rangen, die trübsten in den Baracken, besonders aber um den Einen, dessen Namen bekannt war nicht nur im Heere, der die Waffen des Geistes führte mit derselben Schärfe wie seinen Degen bei Spichern, sind viel Thränen geflossen, feuchte Augen folgten den Eltern, die so tapfer das schwere Kreuz trugen. Wir hatten es ja Alle kommen sehen und doch durchzuckte uns Alle ein scharfer Schmerz, als es eines Morgens hieß: „Diese Nacht ist er heimgegangen!“ Den Aerzten, den

Damen, die ihn gepflegt, der treuen Schwester Zitta, die so manche Nacht an seinem Bett geseßen, es kam ihnen so leer vor in der Baracke, darinnen er so lange gerungen mit dem Tode — und noch heute — wer auch damals in den Baracken aus- und einging — noch heute werden ihm die Augen feucht bei dem Gedanken an den edlen tapferen Lieutenant Kuhn. Ja, wir dachten Seiner, als wir in das Gesicht seines todten Kameraden blickten, langsam schloß der Wärter den Sarg und langsam kehrten wir zurück auf dem Wege, den wir gekommen.

---

## XXV.

### Königs Geburtstag.

Am letzten September hatten wir der Königin Geburtstag gefeiert, im März waren wir noch immer beisammen, um auch des Königs Geburtstag noch zu feiern; der obenein des Kaisers erster Geburtstag war, des vier- undsiebzigjährigen Heldengreises, bei dessen Namen nicht nur alle Soldatenherzen höher schlagen, nein, bei dessen Namen Alles jubeln muß, was sich nur irgend deutsch nennt. Der Geburtstag des Königs war gekommen, um dessen Haupt eine Gloire weht, wie sie jenes Volk, das so viel von Gloire zu reden weiß, gar nicht kennt, den kein Gedicht mehr besingen kann, weil er selbst ein Gedicht ist, und dieses Königs Geburtsfest, wir feierten es im Lazareth.

Wieder einmal saßen wir im Conferenz-Zimmer und schälten Apfelsinen, die wir gerade in Unzahl geschenkt bekommen hatten, denn über den Pomeranzen schien ein eigener Unstern zu walten, sie waren wieder vergeffen

worden und weder Johann noch sein Lieutenant waren heute noch im Lazareth, um sie besorgen zu können. Wieder fehlte uns die Gräfin Tochter bei der Zubereitung der Bowle, und wieder herrschte das wunderliche Leben und Treiben, das sich bei außergewöhnlichen Gelegenheiten immer geltend machte. Da wurden Geschichten erzählt, wie die von der armen Schwester, die stundenlang einer Operation beigewohnt hatte und halb verhungert in die Küche gekommen war. Dankbar hatte sie angenommen, was ihr geboten war, aber plötzlich mit einem Schrei Messer und Gabel fallen lassen, weder sie noch die Damen hatten daran gedacht, daß Fasttag sei und sie hatte Fleisch gegessen, das Entsetzen des armen Mädchens war unbeschreiblich und sicher hat sie die schwersten Bußen auf sich genommen. Oder eine kleine sehr lebhafte Dame erzählte lachend: „Mein, mit dem Wäsche-Depot ist nichts anzufangen. Ganz höflich habe ich um feine Bettbezüge gebeten, und nur zur Antwort bekommen: „Haben Sie Offiziere?“ Da ich die nun leider nicht habe, so mußte ich mit einem einzigen Bezug abgehen, der obenein für meine Leute zu kurz war, weshalb ich ihn auch zurückgegeben habe.“ Ja, die kleine Dame, der ich im Uebrigen herzlich gut war, hatte gut reden, in der Wasch-Anstalt war der Dampfkessel geplatzt, es kam acht Tage lang

keine reine Wäsche und mit meinen Vorräthen sollte ich, allerdings der schwerkranken Offiziere wegen, sparen. Der Leser mag sich wundern, daß solche Dinge überhaupt erzählt werden, aber „Bettbezüge haben oder nicht haben“ war eine Frage von höchster Wichtigkeit im Lazareth, besonders für das Wäsche-Depot. Mitten in unser Geplauder hinein kam der General-Arzt und wunderte sich über die entsetzlich stumpfen Messer, mit denen wir unsere Operationen ausführten, ich höre noch den doppelten Schrei, als einige von uns ihm den Vorschlag machten, uns seine Messer zum Apfelsinenschälen zu borgen, der eine kam von ihm selbst, seine geliebten Messer zu so profanen Zwecken benutzt, der Gedanke ergriff ihn so, daß er eilig das Conferenz-Zimmer verließ, den andern Schrei stießen etliche der Damen aus, denen wieder diese Messer fürchterlich waren.

Drüben in den Vorrathskammern stand ein ganzes Regiment Torten aufgepflanzt, wir hatten so viel hin und her überlegt, wie wir Königs Geburtstag ganz apart feiern könnten, Kuchen war schon so oft dagewesen, diesmal mußten es Torten sein, die denn auch gewaltig imponirt haben. Vor allen Dingen aber erhielten Alle, auch etwas Unerhörtes in den Annalen unserer Lazareth-Küche, Suppe und zwei Gerichte, für die Offiziere wurde ein

vollständiges Diner hergerichtet, und es war begreiflich, daß Johanna's sonst blasses Gesicht sich dunkel röthete vor Arbeit und Aufregung und unsre Küchen-Dame zu Mittag halbtodt in die Chaise longue sank. Zu Mittag waren wir nicht so heiter, wie wir's am Friedensfest gewesen, obwohl auch heut die Bowle verlockend auf dem Tische stand, unsere Küchen-Damen waren zu müde und angestrengt, um in die rechte Stimmung zu kommen und von den Aerzten fehlten der „Graue“ und der Ordinairende du jour, die Beide krank lagen. Erst nach Tische wurde es lebendiger, es war ein sonnenheller, wunderbar schöner Tag, ein neuer Beweis für König Wilhelms Wetterglück, die meisten Kranken lagen vor der Baracke, namentlich den Offizieren war von ihrer Dame ein förmlicher Kaffeetisch arrangirt worden, um den sie sich in Betten, Lehnstühlen und Johanniter-Wagen gruppirten, die Gräfin-Mutter saß dazwischen, die Kaffeetasse in der Hand und nickte allen Vorübergehenden freundlich zu. Dann kam die Musik und zog Alles in ihre Nähe; der Gouverneur von Berlin erschien, er trat zu den Musikanten und von Reconvalescenten bildete sich bald ein dichter Kreis um den greisen General, der, das Glas in der Hand, in warmen Worten ein Hoch ausbrachte auf den Kaiser-König. Die Musik fiel ein, Tücher wehten und über das

ganze Feld hin brauste ein einstimmiges Hoch! Es war ein heiterer Nachmittag, aber doch ging ein Zug von Wehmuth hindurch, die Ahnung von Scheiden kam damals schon über uns, und wirklich war Königs Geburtstag einer der letzten glänzenden Tage in der Geschichte der Baracken. Während die Leute der Musik zuhörten, ging ich mit einer der Damen, die ich immer besonders lieb gehabt hatte, einer jungen Frau, die wenige Monate älter als ich, nun schon seit einem halben Jahr Wittve war, auf den schmalen Brettern, die von einer Baracke zur andern führten, auf und nieder, und wir freuten uns an den verschiedenen Gruppen vor den Baracken, hier und dort stehenbleibend, zuweilen auch ein längeres Gespräch anknüpfend, was auf den Brettern eigentlich gefährlich war, weil man leicht fehl trat und hinfiel. Diese abscheulichen Bretter, ich glaube die meisten von uns haben sie mehr kennen gelernt, als ihnen lieb war und wenn der Fiscus je wieder Baracken anlegt, möchte ich ihn dringend bitten, die Bretter etwas breiter zu nehmen, denn namentlich bei Thauwetter war die Passage beinahe unmöglich. An Königs Geburtstag war wenigstens das Wetter gut, und wir hatten gar keine Lust, unsre Promenade zu unterbrechen, es war einmal Feiertag! Der „Graue“ sandte uns durch C....., den durchtriebensten aller Heilgehülfen mit dem confiscirtesten

Gesicht von der Welt, einen Gruß aus seinem Krankenzimmer und im Schlafrocke schlich am Stocke der Ordinairende du jour uns entgegen, die Sonne und die Musik hatten ihn aus der langen Weile des Krankenzimmers in's Freie gelockt, aber er konnte es doch nicht lassen, wenigstens einen Blick in seine eigene Baracke zu thun, wo ihn seine Kranken seit Tagen vermißten. Die Offiziere an ihrem blumengeschmückten Kaffeetisch wurden ganz ausgeräumt, Königs Geburtstag begann den Charakter eines Volksfestes anzunehmen, und wenn in unserer Gruppe die Musik schwieg, begann sie in einer der beiden andern von Neuem. Dazu kam noch, daß von Sr. K. K. Hoheit dem Kronprinzen ein namhaftes Geldgeschenk für die Bedürftigen unter unsern Verwundeten eingetroffen war, so daß unter den Leuten eine Freude und Zufriedenheit herrschte, die rührend mit anzusehen war. Als Kranker durfte der Arzt du jour mit uns im Damenzimmer Kaffee trinken, und weil er in der That angegriffen aussah, stritten wir uns auch weder über Politik noch über Literatur oder über Baracken-Angelegenheiten, sondern erinnerten uns an die glänzenden Tage der Baracken, die Kindtaufe, die Friedensfeier u. A. — Die Fenster standen offen, die Musik hörte sich gerade von hier aus am Besten an und wir hielten ein recht gemüthliches Plauderstündchen, bis der Omnibus

kam. Aber weder die kleine Frau noch ich hatten Lust hinein zu steigen, es war so wunderschönes Wetter und wir beschloßen, kurz und gut zu Fuß nach Hause zu gehen. Der Weg, am Denkmal vorbei oder die lange Allee hinunter war freilich Nachmittags lange nicht so köstlich frisch und angenehm wie Morgens, wo ich ihn oft gewandert bin und auf dem ich in jenem wunderbaren Frühling die ersten Lerchen gehört und das erste Frühlingslied gefunden habe, aber es war doch blauer Himmel über unserm Haupt und sprossende junge Saat zu unsern Füßen. Dazu kam, daß ich diesen Weg seit meiner Kindheit kannte, und wenn ich ihn nun wieder gehe, so kommt zu all' den bunten lustigen Erinnerungen meiner Kinderjahre, die daran hängen, nun auch noch die gewaltige, bedeutsame an mein Baracken-Leben.

---

## XXVI.

### Besuch in den Baracken.

Ich will hier nicht von den Besuchen reden, welche die Kranken zur festgesetzten Stunde von ihren Angehörigen empfangen, auch nicht von denen, die zu Damen, Ärzten oder Schwestern kamen und meist wieder aus Damen, Ärzten und Schwestern bestanden, sondern von den Besuchen der Mitglieder unseres königlichen Hauses, die namentlich für die Blessirten ebensoviele Lichtblicke in dem trüben Lazarethleben waren. Für das pflegende Personal waren sie immer mit einer gewissen Unruhe gemischt, denn namentlich von den hohen Damen hatten mehrere gar scharfe Augen für etwaige Mängel und scheuten sich auch nicht, auf dieselben hinzuweisen, während sie freilich auf der andern Seite auch mit der Anerkennung nicht kargten. Die fleißigste Besucherin der Baracken war, wie schon früher bemerkt, Ihre Maj. die Kaiserin-Königin, angemeldet und unangemeldet kam sie immer voll warmer Theilnahme für die Kranken, denen ein freundlich Wort aus König-

lichem Munde wohler thut, als die hohen Herrschaften selbst ahnen. Es ist ganz unglaublich, wie leicht das Herz unseres Volkes zu gewinnen ist, das Band, welches Thron und Volk in Preußen umschlingt, ist so leicht zu einem unzerreißbaren zu machen, ein sichtbares Zeichen des Antheils an seinem Wohlergehen und der gemeine Mann, so gut wie der gebildete, bekommen eine neue Ansicht vom Königthum. Wer wie wir hundertfältig Zeuge davon gewesen ist, welchen Eindruck es macht, wenn das Volk sieht — und unser Volk war es ja doch, was wund und krank im Lazareth lag — daß man seinem Glend am Thron mit feuchtem Auge zuschaut und sich müht, es zu lindern, der weiß auch, welcher Segen aus den Besuchen hervorging und noch hervorgehen wird, die unser Königshaus in den Lazareth macht.

Wenn dann der Wagen durch's Thor rollte, wie wurden da rasch die Bettdecken noch einmal ganz glatt gezupft, da die Kissen von Neuem zurecht gerückt, ein prüfender Blick auf Fenster Sims und Tische geworfen, ob auch nirgends ein Stäubchen zu entdecken, vor dem kleinen Spiegel im Depot Schürze und Kleid in die richtigen Falten geordnet und dann athemlos gelauscht, ob der Schritt des hohen Besuches sich der Baracke zuwende, denn welche Dame hätte nicht am liebsten ihren Kranken solche Ehre und Freude gegönnt.

Sie sind Alle gekommen, die zum königlichen Hause gehören, ohne Ausnahme, viele sehr oft, wie J. K. K. Hoheit die Kronprinzessin, und ich sehe noch die feuchten Augen unserer Krieger ihr nachblicken, als sie eines Tages ihren ältesten Sohn mitbrachte, der so ernst und still die wunden Helden anschaute, ihnen die Hand reichend mit einem Blick, als wolle er sich ein Beispiel nehmen an ihnen, als wolle er lernen von Denen, die er mit Gottes Hülfe einst regieren soll. Auch der Wagen der Kronprinzessin war bekannt in den Baracken, und wie gern wurde er gesehen.

Von Charlottenburg herüber kam die Königin-Wittve mit mildem Wort und warmem Herzen für die Kranken; J. K. H. die Frau Prinzessin Carl besuchte die Baracken mehrfach und nahm Küche und Verwaltungsgebäude auf's Genaueste in Augenschein; die hohe Dame hatte in Potsdam ein eigenes Lazareth und zog daher gern Vergleiche zwischen den Einrichtungen hüten und drüben. All diese königlichen Frauen hatten die Baracken stets in Ordnung, sauber aufgeräumt und freundlich gefunden, dafür fand aber J. K. H. die Frau Großherzogin von Baden, die eines Sonnabends mit Ihrer Kaiserlichen Mutter herausgefahren kam, Alles im Aufräumen und Reinigen begriffen, besonders das Wäsche-Depot stand geradezu unter Wasser;

Bertha, das Dienstmädchen, scheuerte lustig an den Tischen herum, Alles lag und stand durcheinander und dazu hoher Besuch, mir stand das Herz still, unsere Excellenz erklärte der Frau Großherzogin die Ursache dieser Wasserfluthen und die hohe Dame erklärte lächelnd, es sei ihr gerade lieb, sich so auf's Genaueste überzeugen zu können, daß wir auf Reinlichkeit hielten, es würde ihr leid thun, es anders gefunden zu haben und sie wolle sich das Depot nachher ansehen, wenn die Fluthen sich verlaufen. Das geschah denn auch und in huldvollster Weise nahm die Tochter unserer geliebten Königin die Einrichtung in Augenschein, dann wandte sie sich an eine der Damen, die zufällig im Depot anwesend war und sprach in tiefster Rührung Worte der Theilnahme aus für die junge Frau, die durch den Tod ihres Gemahls für König und Vaterland einen unerfetzlichen Verlust erlitten hatte.

Dann muß ich hier noch einen Besuch erwähnen, der allen, die damals in den Baracken gewesen, unvergesslich bleiben wird, der nämlich Sr. K. H. des Großherzogs von Weimar. Von Baracke zu Baracke gehend, eroberte der hohe Herr in der That die Herzen im Sturm, dieser Leutseligkeit, diesem gewinnenden Wesen war gar nicht zu widerstehen, im Operationsaal, in der Küche, überall blickten ihm freundliche Gesichter nach. Im Wäsche-Depot sprach der hohe

Herr klar und bestimmt den Gedanken aus, der nebelhaft schon durch manchen Kopf gegangen war, aber auch in dem meinigen noch keine feste Gestalt gewonnen hatte, nämlich daß die einzelnen Erlebnisse während des Bestehens der Baracken in einem Baracken-Buche gesammelt werden müßten, wir theilten ihm einige unserer Hauptgeschichten, wie z. B. die Taufe, mit und beim Abschied noch mahnte er, das Baracken-Buch nicht zu vergessen. Seit jener Stunde stand das Baracken-Buch ganz fest und bestimmt vor meiner Seele, ich wußte mit einem Male, welche Form ich ihm geben sollte, worüber ich bis dahin nie hatte mit mir einig werden können. Zuweilen hatte ich den Gedanken schon ganz verworfen, den aber namentlich unser Arzt du jour und der Graue immer wieder in mir anregten, jetzt hätte ich am Liebsten gleich zur Feder gegriffen, das hatte der Enkel Carl August's zu Wege gebracht.

Und nun komme ich zu Besuchen, die sehnlichst erwartet, wie keine Andern, alle Herzen höher schlagen ließen, alle Augen mit Thränen füllten, ich meine die Besuche des Kronprinzen und unsers Kaisers. Von den Besuchen des Kronprinzen brauche ich gar nicht zu sprechen, es ist kaum Einer im Vaterlande, der nicht wisse, welcher sonnenhelle Glanz ausginge vom Sieger von Weißenburg

und Wörth, wie im ganzen Lande die Augen heller leuchten beim Namen des Kronprinzen, so leuchteten sie auch in den Baracken bei seinem Anblick.

Aber der Kaiser — ich höre den brausenden Jubelruf noch, als der Wagen an der Barrière erschien, als die Hand des greisen Helden zum Gruß winkte. Und wie er dann von Baracke zu Baracke schritt, seinen treuen Noan an der Seite, ja das kann meine Feder nicht beschreiben, denn mein Herz wogt auf, mein Auge wird naß und meine Hände falten sich wie damals nur zum Gebet: Gott segne den Kaiser-König und sein treues Heer!

---

## XXVII.

### Bilder und Scenen aus einem Wäsche-Depot.

#### I.

Mergerlich warf ich den Band von Contessa's Novellen bei Seite, den ich nach Tische zur Hand genommen hatte, denn es ist eine wahre Leidenschaft von mir, altmodische Bücher zu lesen, auch wenn sie mich gründlich langweilen; ich sehe dann all' die Menschen vor mir, die sich einst daran erfreut, ich schließe daraus auf ihre Anschauungen und Gewohnheiten und bewege mich in einer Welt, die meiner eigenen fremd aber nicht uninteressant ist, meinen Merger rief auch nicht der Contessa hervor, sondern der Wäsche-Inspector, der mir eben meldete, daß er versetzt sei und sein College seine Stelle übernehmen würde. Sein College hatte zwar bei Kaiser Franz gestanden und das eiserne Kreuz erworben, aber doch lag mir nichts an dem Wechsel. Mit dem bisherigen Inspector war ich einmal eingerichtet und da ich eigentlich am meisten mit ihm zu

thun hatte, war mein Aerger auch gerechtfertigt. Es kam viel darauf an, daß die beiden Wäsche-Depots nicht in Collision miteinander geriethen, sondern sich in die Hände arbeiteten, das Eine gewissermaßen das Andere ergänzte. Dann wurde ein großer Theil der Wäsche aus beiden Depots gemeinschaftlich gewaschen und wir suchten dann miteinander aus, was Jedem von uns gehörte. Dabei hatte ich dann öfter mit dem Inspector gesprochen und manches aus seinem Leben erfahren; er liebte es, wenn man ihn nicht als gewöhnlichen Unteroffizier behandelte und hatte zwei Leidenschaften, Blumen und Bücher. Von seinen kleinen Ersparnissen, die zum Theil noch seinen alten Eltern zu Gute kamen, schaffte er sich die in unsern Tagen Mode gewordenen billigen Ausgaben unserer Classiker an und studirte mit einem Eifer seinen Göthe oder Schiller, der etwas Ruhrendes hatte. Unwillkürlich erinnerte er mich an Hackländer's unvergleichlichen Unteroffizier Feodor Dose, wie dieser hatte er bei der Artillerie gestanden, und ich würde mich nicht wundern, wenn er wie Dose Verse gemacht hätte. Mit den Doctoren vertrug er sich nicht immer, aber die Damen mochten ihn eigentlich gern, obgleich er meisterlich seinen Willen durchzusetzen wußte, und wenn ihm eine besonders geliebte Pflanze ausgegangen war eine Laune entwickelte, die dann in seinem Depot manch-

mal wunderbare Scenen hervorrief. Mir war er immer nur gefällig gewesen und gerade jetzt packte er wieder für mich eine Kiste mit wollenen Jacken aus und legte diesen kostbaren Artikel sorgsam auf das oberste Fach, das ich selbst mit der Leiter kaum erreichen konnte, wo selbst scharfe Augen sie nicht gleich entdecken konnten, da sie für Zeiten der Noth aufgespart werden sollten. Recht sehr verdrießlich war ich, aber es half nichts, und die Beamten wechselten häufig, es galt sich fügen und man fügte sich schließlich, wenn auch nicht immer freudig. Im vorliegenden Falle thaten wir das Beste, was wir thun konnten, wir suchten die guten Seiten des neuen Inspectors heraus und waren bald vollkommen mit ihm zufrieden.

---

## II.

In den ersten Wochen unserer Thätigkeit saß ich eines Vormittags neben der Frau Generalin, meiner Collegin im Wäsche-Depot; sie wickelte gewaschene Flanellbinden auf und ich schnitt Verbandtücher aus alter Leinwand, denn Alles was vom Central-Depot kam, was die Provinzial-Vereine sandten, es reichte nicht, wie in einen großen Abgrund geworfen war es, wir hatten damals viel

schwere Wunden und das meiste Verbandzeug wurde nach einmaligem Gebrauch verbrannt, da hörte denn die Arbeit nie auf; mit strahlendem Lächeln erzählte mir die Generalin eben, daß ihr Sohn das eiserne Kreuz erhalten, glückwünschend warf ich mich etwas stürmisch an ihren Hals, so daß die zarte Gestalt der Dame bebte, als plötzlich mit Thränen in den Augen eine der Damen eintrat und in heftigster Entrüstung klagte, der Maurerpolir habe dem Lehrling, den sie etwas aufgetragen, sehr grob gesagt: „Das Frauenzimmer da drin hat dir gar nichts zu befehlen!“ Solcher Ton war der Dame fremd, uns Allen eigentlich, obgleich wir etliche Monate später daran gewöhnt waren und recht gut mit den Leuten fertig wurden, die Generalin ließ sie ruhig ihr Herz ausschütten, dann legte sie die feinen Hände ineinander und sagte mit ihrem freundlichsten Lächeln: „Bitten Sie den groben Maurerpolir zum Frühstück, dann thut er Alles, was Sie wollen.“ Mitten in ihrem Aerger lachte die Dame laut auf und ging getröstet davon. Ob sie den guten Rath befolgt, weiß ich leider nicht zu sagen, aber ich habe sie nie wieder über grobe Maurer klagen hören.

---

## III.

Der Schnee liegt fußhoch, drüben in der Küche kochen sie bei Gaslicht den Caffee, in meinem Depot brennt die Flamme lange schon, im eisernen Ofen knistert das Feuer, am Tisch sitzt eine schlanke Frauengestalt, den Kopf in die Hand gestützt und den Tönen laufend, die aus dem Conferenz-Zimmer herüber tönen. Die Dame ist die Mutter unseres Arztes du jour, die zum Besuch in Berlin ist und gern in den Baracken weilt. Es geht manchmal eigen im Leben, die Dame war eigentlich in der schwersten Zeit gekommen, Tag für Tag langten Sanitätszüge an, mehreren der Aerzte war der fortwährende Geruch von Blut und Eiter so zuwider geworden, daß sie am Liebsten die Flinte ins Korn geworfen hätten, auch die Damen fühlten sich theilweis abgESPANNT, wir waren noch nicht an die Kälte gewöhnt. Ich litt unter dem Mangel an Verbandzeug, der in jenen Tagen recht fühlbar wurde, dazu war die Generalin verhindert zu kommen, und ich mußte monatelang allein wirthschaften, der Muth wollte mir ausgehen, die Poesie war schon dahin, ich wünschte beim Anblick des weißen glänzenden Schneefeldes nur, es bestände aus alter Leinwand, die ich zu Compressen zerschneiden könnte. Und mitten in diese Zeit der

Abspannung hinein kam die ernste, stille Frau, die Mancher von uns ein Segen geworden ist. Sie kam aus ganz anderen Verhältnissen, das gab Abwechslung, nebenbei hatte sie ein Herz für die Sache und einen klaren Verstand, der manchen guten Rath gab. Ich stand an meinem Tisch und suchte Verbandzeug aus, Mittele legte ich auf Mittele, Compresse auf Compresse, wie ich es hundertmal gethan, die monotone Arbeit langweilte mich, es war vieles davon schlecht gewaschen, so daß ich es zurück legen mußte, das ärgerte mich — ich konnte es nicht mehr aushalten, ich ließ den Korb stehen und setzte mich zu ihr. Sie begann mir zuzureden, das war schon Trost für mich, sprach sie doch in dem weichen Dialect des holsteiner Landes, den ich in meiner Kindheit so oft gehört habe. Und meine Kindheit tauchte dabei herauf, ich sah den greisen Dichter, der mich auf seinen Knien schaukelte und von seinem schönen holsteinischen Vaterlande erzählte, vom Kieler Hafen und der blauen See; oder die geistvolle Malerin, die mir so wunderbare Märchen erzählte, und solche Gedanken machten mich still. Die Worte aber der Dame gaben mir neuen Muth, und so war sie doch ganz zur rechten Zeit gekommen. Schmerzlich habe ich mich nach ihr gesehnt, als sie wieder fort war, durch ihre Anwesenheit waren die schwersten Baracken-Tage für mich zu den lichtesten

geworden. Ach, die Macht der Frauen ist so unendlich groß, aber Gottlob mehr noch im Guten wie im Bösen.

---

 IV.

Das war ein lustiger Nachmittag, obwohl der Regen in Strömen floß und der Wind sein Lied in allen Tonarten sang, meine Fenster wollten nicht recht mehr schließen, den Zimmermann konnte ich nicht finden und es regnete ganz lustig auf den Gas-Ofen, außerdem tröpfelte es durch die Decke, und ich mochte die Charpie-Kiste setzen wie ich wollte, immer regnete es hinein, endlich hatte ich einen Platz für sie gefunden, nun wußte ich aber nicht wohin mit meiner eigenen Person, und noch weniger mit der Dame, die sich Verbandzeug holen und mit mir plaudern wollte. Indessen machte sich, zu der lebhaften kleinen Wittve gesellte sich noch eine zweite Dame und während ich die von ihr begehrten Taschentücher abzählte, erschienen zwei Aerzte mit der geistreichen Bemerkung, es regne durch in meinem Depot. Was ich solche Bemerkungen liebe! Man quält sich mit dergleichen Uebelständen stundenlang, sucht ihnen abzuhelpfen und bemüht sich, falls man das nicht kann, sie lieber zu vergessen, bis man durch einen

dritten wieder recht darauf hingewiesen wird, ohne daß eine Aenderung eintritt. Ich hatte eine Notiz auf meine Schiefertafel gemacht und zeichnete halb ohne es zu wissen, in Gedanken verloren, das Wappen der einen Dame, die neben mir saß. „Das sieht ja aus wie ein Rebus,“ bemerkte der Ostpreuße, dem die edle Wissenschaft der Heraldik nicht nur fremd, sondern auch höchst gleichgültig war, „ich will auch einen zeichnen“. Damit fing's an, Einer nach dem Andern holte die alten Rebus-Erinnerungen aus der Schulstube hervor, namentlich der Arzt du jour war unerschöpflich in den tollsten Einfällen; vom Rebus kamen wir auf die Räthsel und selbst die stille Gräfin fragte endlich lächelnd: „Wissen Sie, was man ist, wenn man in Champagner fällt?“ Niemand kam auf die einfache Lösung: „Insect.“ Ein Vorübergehender hätte denken können, es sei wirklich eine Gesellschaft übermüthiger Schulkinder im Wäsche-Depot, und ich legte in der Zerstretheit zerrissene Hemden unter die tadellosen, was eine Stunde später natürlich einen Sturm von Seiten der Dame hervorrief, unter deren Wäsche sich das zerrissene Hemd befand.

---

 V.

Der Leser darf übrigens nicht denken, daß es im Wäsche-Depot allzeit so lustig hergegangen sei oder daß

wir immer Zeit gehabt hätten uns Räthsel aufzugeben, ich war auch lange Stunden allein mit meinen gefüllten Waschkörben, mit der Waschfrau, die Wäsche holte, oder mit der Näherin, die zerrissene ausbessern half. Dann gab's auch Kisten auszupacken und redlich hat mir dabei manch liebes Mal der Ostpreuße geholfen, wenn er sonst nichts Anderes zu thun hatte, mir dazu von seiner fernen Heimath oder von Litthauen und Polen erzählend. Eine Pause entstand dann nur, wenn ich die einzelnen Stücke des Inhalts durchzählte oder in das Einnahme-Buch eintrug, dann gings weiter in der Schilderung polnischen Lebens und Treibens. Neben den lustigen und den im gewöhnlichen Geleise verlaufenden Tagen hatte das Wäsche-Depot aber auch seine Schreckenstage, wenn die Waschfrauen z. B. wie in den Tagen der Zwölf-Nächte nach altem Aberglauben nicht waschen wollten, wenn die Borräthe nicht reichten oder wenn der Schrecken aller Schrecken der Schornsteinfeger erschien. Nicht nur, daß dann Alles sorgfältig verhüllt werden mußte, um nicht von dem Ruß verdorben zu werden, nein, es begegnete auch jedesmal ein Unfall, da der eiserne Ofen, um den es sich handelte, schlecht angebracht war. Einmal fiel der ganze Ofen ein, nachdem der Schornsteinfeger eben Feuer darin angemacht und die Flamme schlug hoch empor. Wie ein

Schreckgespenst stand uns Allen immer der Gedanke vor Augen: „was wird aus den Baracken, wenn Feuer entsteht?“ War dies doch sogar des Kaisers erste Frage gewesen und trotz aller Vorkehrungen, die für diesen Fall bereit waren, bin ich manche Nacht aus dem bösen Traume einer Feuersbrunst in den Baracken aufgeschreckt, an jenem Tage ging die Gefahr auch glücklich vorbei, aber ich konnte lange nicht ohne Zittern daran denken.

---

 VI.

Es ist Morgens nach dem Frühstück, Bertha macht Feuer, der Wärter des Inspectors stellt einen Korb mit Wäsche ins Depot, der Schreiber kommt aus dem Bureau und giebt die Zeitungen ab. Gleich darauf wird geklopft. Die Köchin tritt ein mit den Worten: „Ich bitte um reine Handtücher.“

Der Herr Major steckt den Kopf zur Thür herein: „Kommt Frau Generalin heut?“

Ich (zählend). Fünf, sechs, nein übermorgen, Herr Major.

Der Graue (eintretend und sofort die Fenster aufreisend.) Guten Morgen, es ist ja hier eine Hitze zum Ersticken.

Ich. Wie geht's heut dem armen Lieutenant auf Ihrer Baracke?

Der Graue. Nicht besonders; haben Sie ein längliches Kissen zu einer Schiene hier?

Erste Dame. Hier sind sechs — sieben — acht — schmutzige Taschentücher, bitte um acht reine.

Ein Wärter. Gnäd'ge Frau läßt um die Sachen bitten, die auf dem Zettel stehen und erwartet Fräulein um 3 Uhr zum Thee.

Ich. Empfehlung an gnäd'ge Frau, wenn möglich würde ich kommen, hier sind die Sachen, die Servietten bringe ich um 3 Uhr mit, sie sind noch in der Wäsche.

Eine Schwester. Kann ich Verbandzeug bekommen?

Der Graue. Sieh da, meine Baracken-Schwester, lassen Sie sich viel geben, Schwester, wir brauchen viel.

Schwester. O Herr Doctor, viel bekomme ich nicht.

Zweite Dame. Kann ich eine wollene Jacke bekommen?

Ich. Ja, aber nur eine gewaschene —

Arzt du jour (mit einem Buch in der Hand).

Diese Melanie ist doch eine interessante Figur!

Ich. Leider ist sie etwas klein.

Arzt du jour. Melanie?

Ich. Nein, die Jacke.

Gräfin-Mutter in großer Eile. Hier ist der Schlüssel

zum Wein-Depot, liebes Kind, in einer Stunde kommen 300 Flaschen Rothwein, nehmen Sie dieselben in Empfang.

Ich. Sehr wohl, Frau Gräfin; es müssen auch wieder Häckselkissen gestopft werden, wenn gnädige Gräfin Häcksel besorgen wollten.

Gräfin-Mutter. Werde gleich telegraphiren, ah, da kommt die Excellenz gefahren.

Sanitätsrath. Ich suche Frau Gräfin, war sie nicht hier."

Ich. Soeben, sie geht der Excellenz entgegen.

Dritte Dame. Guten Morgen, ja, was habe ich denn gewollt, ach, richtig Briefpapier.

Der Ostpreuße. Kann ich vielleicht die Königsberger Zeitung bekommen?

Ich. Ja, wenn Sie mir die Uhr aufziehen, die schon wieder steht.

Arzt du jour. Ich werde gleich nach Watten schicken, es ist doch welche da, ja ich sehe sie schon, guten Morgen.

Mehrere Damen zu gleicher Zeit eintretend und sprechend: Bitte um Handtücher!

Ich. Thut mir leid, die Wäsche kommt erst Nachmittag.

Allgemeine Bestürzung.

Eine Dame. Da steht ja aber Wäsche.

Ich. Es ist nur Verbandzeug.

Eine Andere. Mein Schwer-Kranker steht heut zum ersten Mal auf.

Eine Dritte. Mein armer S. ist eben gestorben.

Der Pastor. Darf ich Sie wohl um Briefcouverts bitten?

Dame. Wollen Sie an die Eltern des S. schreiben, Herr Pastor?

Der Pastor. Ja, gnäd'ge Frau, ich denke der Vater wird zum Begräbniß kommen.

Der Graue. Herrgott, ich muß ja in den Operationsaal.

Der Ostpreuße. Es ist nicht viel Interessantes heute.

Dame. Ich muß auch wieder in meine Baracke.

Ich. Ich sehe Sie heut doch noch!

Dame. Gewiß, nachher in Baracke 14.

Der Graue (im Herausgehen.) Ich komme auch dorthin. (Nimmt den Korb der Dame und trägt ihn bis zur Baracke.)

Küchen-Dame. Liebes Fräulein, wollen Sie wohl so gut sein und das in der Telegraphen-Station abgeben, ich bin in großer Eile.

Der Ostpreuße. Ich werd's besorgen.

Der Graue (von außen durchs Flurfenster fragend:) „Wissen Sie was es heut Mittag giebt?

Ich. Wahrscheinlich Kalbsbraten.

Der Graue läuft ohne zu antworten schauernd in den Operationsaal.

Das Wäsche-Depot bleibt einsam, dann erscheint der Ober-Inspector: „Draußen im Flur stehen drei große Kisten, wem gehören sie an, der Verwaltung oder den Damen?

Ich. Es ist Charpie, Herr Ober-Inspector.

Ober-Inspector. Dann erhebe ich keinen Anspruch darauf.

Ein Arzt. Wie geht es Ihnen?

Ich. Gut, etwas kalt; aber zu Hause ist wieder Manches nicht in Ordnung.

Arzt. Ich werde mit heranzufahren. Die Baracken bekommen Ihnen aber prächtig.

Ich. Dann brauche ich auch wohl Ihre Pillen nicht mehr zu nehmen.

Arzt (lachend.) Nein, nein, wenn Sie durchaus nicht wollen, guten Morgen.

Ein Unteroffizier, den Arm in der Binde, tritt ein. Ich bringe die Bücher hier zurück, sie haben mir sehr gut gefallen und ich wollte um neue bitten.

Ich. Was macht der Arm?

Unteroffizier. Na, es geht man langsam, aber es geht doch vorwärts.

Eine Dame. Ach, ich bin ganz unglücklich, nun soll mein armer K. doch noch amputirt werden, geben Sie mir schnell ein Hemd für ihn.

Eine Andere. Ich kann nicht warten bis um 3 Uhr, ich muß Ihnen erzählen, daß es dem Feldwebel heut viel besser geht, Sie kommen doch nachher?

Ich. Ja, gnäd'ge Frau, wenn die Watte bis 3 Uhr da ist, denn darauf muß ich warten.

Dame (im Gehen.) Ach, Sie haben jetzt auch immer Wattetag.

Dame. Sind meine Zeitungen schon da, auch die Graudenz'er?

Ich. Hier sind sie Alle, die Trier'sche, die Magdeburg'sche, die Graudenz'er, die Essener, die Posener und der Westphälische Merkur.

Eine Dame. Die Citronen sollen ja wohl hier sein; ich möchte um zwei bitten.

Eine Andere. Citronen im Wäsche-Depot?

Ich. Die Kiste kam aus Versehen hier herein, es bleibt sich ja auch gleich, wo sie steht.

Eine Dame. Wo bekomme ich wohl Streichhölzchen?

Eine Andere. In der Küche.

Dame. Nein, da komme ich eben her.

Ich. Beim Ober-Inspector.

Eine Schwester. Bekomme ich hier Lichter?

Ich. Beim Ober-Inspector.

Eine Ordonnanz. Ist es hier recht, beim Herrn Inspector?

Ich. Nebenan.

Dame (rasch eintretend.) Ein einziges reines Tisch Tuch, die Königin kommt heut' Nachmittag, wahrscheinlich in meine Baracke, wenn die Wärter nur fertig werden mit scheuern.

Fräulein Dorothea. Ich möchte ein Staubtuch haben.

Ich. Wenn Sie eine Viertelstunde mit mir plaudern wollen.

Fräulein Dorothea. Wenn ich nur Zeit hätte, vielleicht nach Tisch.

Ich. Ich halte Sie aber beim Wort.

Eine Schwester. Die Compressen sind zu klein, ich muß ganz große haben.

Ein Heilgehülfe. Ich wollte nur fragen, ob denn keine großen Compressen da sind.

Dame. Ich bitte um große Compressen.

Ich. Und meine großen Compressen sind fast zu Ende.

z. Gesefiel, Baracken-Leben.

14

Schwester. Warum die Leute nur immer Alles zerschneiden, wenn sie doch die großen Stücke schicken wollten, zerschneiden können wir's selbst. Da sind ja noch große, bezahls Gott!

Wärter. Der Herr Generalarzt läßt um etwas Charpie rappé bitten.

Ich. Ja, wo habe ich sie denn hingethan, richtig, hier ist sie.

Der Süd-Amerikaner. Ich möchte mir Lint holen, er war in der letzten Zeit recht schlecht, wie geht das zu?

Ich. Es war nachgemachter, hier ist wieder von dem guten englischen.

Süd-Amerikaner. Wissen Sie, daß heut noch ein Sanitätszug ankommt?

Ich. Dann geht's wieder über meine wollenen Jacken her.

Dame. Erlauben Sie, daß meine Mutter einmal Ihr Wäsche-Depot ansieht?

Ich. Bitte, bitte, es ist nur nicht viel daran zu sehen.

Dame. Ist die Gräfin-Mutter hier?

Ich. Nein.

Dame. Wo mag sie nur sein, ich muß sie sprechen.

Arbeitsmann. Wir bringen den Wein!

Ich. Gleich.

Damit wird die rothe Jacke angezogen, das rothe Tuch über den Kopf geworfen, das Wäsche-Depot zugeschlossen, an das gleich darauf zwei Damen klopfen und sehr ärgerlich davon gehen, als nicht geöffnet wird.

---

## XXVIII.

### Blätter aus meinem Tagebuche.

Ich habe oft darüber nachgedacht, in wessen Händen die weibliche freiwillige Krankenpflege am Besten ruht, und komme zu dem Schlusse: nur bei denen, die ganz unabhängig sind, die sich ihr ganz und vollkommen widmen können. Es thut mir weh, wenn ich Hausfrauen, die daheim eine Schaar Kinder haben, in den Lazarethen sehe, sie können nur mit halbem Herzen dabei sein, denn wäre ihr ganzes Herz an den Krankenbetten Fremder, so hätten sie sich damit ihr Todes-Urtheil als Hausfrauen gesprochen. Ich kann mir wohl denken, daß sie gern helfen mögen in großen Zeiten, aber es giebt so Vieles, was im Bereich des Hauses gethan werden kann, vielleicht bin ich ungerecht darin, aber ich kann mich eines leisen Mißtrauens gegen kinderreiche Frauen nicht erwehren, die mehrere Tage der Woche im Lazareth zubringen, es müßten denn Damen der hohen Aristokratie sein, deren Kinder in der Aufsicht von Gouvernanten und Lehrern geborgen sind, deren ganze

Wirthschaft so eingerichtet ist, daß die Dame des Hauses von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags abwesend sein kann. Die Hausfrauen der Mittelstände aber, die darauf angewiesen sind, selbst zuzugreifen, sie thun ein Unrecht, dem Vaterlande die Ordnung ihrer Wirthschaft, die Wohlfahrt ihrer Kinder zum Opfer zu bringen, so lange Andere da sind, die sich dem Dienst in den Lazarethen widmen können. Es ist oft recht schwer, seine Pflichten zu erkennen, aber ich sollte meinen, für eine Hausfrau liegen sie klar am Tage. — Der Dienst in den Lazarethen ist naturgemäß die Sache der Wittwen, alleinstehender Mädchen aus allen Ständen, kinderloser Frauen, deren Männer in den Krieg gezogen sind, und ihnen allein sollte sie überlassen bleiben. Keine unserer Baracken waren in so musterhaftem Zustande als diejenigen, wo eine unabhängige Dame die Pflege allein in der Hand hatte. Auch das Wechseln, Stellvertreten, Ablösen taugt nicht, es führt zu Uneinigkeiten untereinander, Ungleichheiten in der Pflege und tausend kleinen Eifersüchteleien, die dem Geist der barmherzigen Liebe schnurstracks zuwider laufen. Auch junge Mädchen gehören nicht in die Lazarethe, wo man ein solches zuläßt, hat sie sich mühsam eine Stellung zu erringen, muß in jeder Minute eigentlich auf sich achten und kann, bei einigermaßen lebhaftem Temperament, in

die schwersten geistigen Kämpfe verwickelt werden. Ist aber wirklich ein junges Mädchen im Lazareth, dann soll man sie ihren Weg gehen, sich durchkämpfen lassen gegen alle Schwierigkeiten und Anfechtungen, die zuweilen im rosigsten Gewande auftreten, und sich vor Allem hüten, ihr zu oft mit sogenannten „mütterlichen Rathschlägen“ zu nahen, die an die in Zucker gewickelte Pille mahnen und ein junges Herz auf lange Zeit verbittern können. Traut man einem jungen Mädchen nicht die sittliche Kraft zu, auf dem schwankenden Boden des Lazareths fest zu stehen, dann schließe man sie ganz aus, sonst lasse man sie unbefangen und lege nicht jedes Wort, jede Bewegung auf die Goldwage.

---

Alle Frauen haben untereinander eine Neigung zur Opposition, zur Demokratie, und doch beugen sich Alle der Autorität des Mannes; darum sollte in allen Lazarethen dem weiblichen Vorstande ein Mann, ein Johanniter-Ritter, zur Seite stehen, dessen Befehl gehorcht werden müßte, wie dies auch an vielen Orten der Fall war; die Frau gehorcht nun einmal keiner Frau und wenn sie auch noch klüger und älter wäre, eine Weile mag's gehen, aber bei der ersten Gelegenheit bricht die Opposition in hellen Flammen aus. Ueberhaupt müßte das Regiment strenger

gehandhabt werden, wer sich nicht fügen will, bleibe zu Hause. Man geht nicht ins Lazareth, um sich bequem zu machen oder sich zu amüsiren. Läßt man aber eine Ausnahme von der Regel zu, fällt die ganze Ordnung nach.

---

Man gestatte den pflegenden Damen keine Abweichung von der Instruction, aber man setze auf der anderen Seite auch volles Vertrauen in dieselben man hüte sich, ihren Verbrauch an Speisen und Getränken zu controlliren; man erweckt dadurch ein bitteres Gefühl bei den Damen und nimmt ihnen die Autorität über die Leute, die Dergleichen ja auf der Stelle merken. Es läßt sich im Lazareth nicht wirthschaften wie im eigenen Hause, und man begeht ein Unrecht, wenn man sparen will an Denen, die ihr Leben eingesezt haben für uns. Daß man auf der anderen Seite gut thut, sinnloser Verschwendung vorzubeugen, versteht sich von selbst.

---

Heut stiegen mir Zweifel auf, über die Berechtigung unserer kleinen Theestunde. Als ich über den Weg ging bemerkte ein Wärter: „Na, todt arbeiten thut sich hier Keiner, die Damen trinken Thee und die Aerzte spielen Clavier!“ Volk's Stimme ist Gottes Stimme, heißt es ja, und ich überlegte in der That eine Weile das für und

wider. Schließlich aber sagte ich mir: Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, und das Zusammenhalten der Damen unter einander, welches dadurch wesentlich gefördert wurde, war entschieden ein Segen für das Lazareth, man sprach sich über so Manches aus, gab sich gegenseitig Rath und ruhte ein Weilchen wirklich aus von dem ewigen Hasten, Treiben und Drängen. Daß die Aerzte in ihren Freistunden drüben im Verwaltungsgebäude, wo sie keinen Menschen störten, Clavier spielten, hatte mir immer nur gefallen, darüber dachte ich nicht weiter nach, aber auch über unsere Theestunde bin ich beruhigt.

---

Seltzam, es ist als ob neue Erfindungen und Verbesserungen nur für spätere Zeit wären, erst diese findet das rechte Maaß dafür, die Gegenwart wendet sich mißtrauisch davon ab, oder wendet sie im Uebermaaß an. Viele der alten Aerzte wollen von gewissen Mitteln gar nichts hören und gehen den alten Weg weiter, und die Jungen — nun, die möchten sogar die geistigen Schäden der Zeit mit kaltem Wasser, Zugluft und Morphin-Einspritzungen heilen.

---

Heute Abend fuhr ich in die Oper, ich sehnte mich nach Musik, vor mir saßen vier Damen im vollen La-

zareth-Anzug, schlichten grauen Kleidern, schwarzen Schürzen und weißen Hauben. Gottlob, daß es keine Baracken-Damen waren, denn ich war indignirt. Wie kann man seine barmherzige Liebe so zur Schau tragen, ich mußte daran denken, was von den Pharisäern gesagt ist, sie stehen an den Straßen-Ecken und beten. Wer so aufgeht in der Krankenpflege, daß er das Lazarethkleid gar nicht mehr ablegt, was will der im Theater? Aber das ist's eben, was die Menge so mißtrauisch macht gegen die freiwillige weibliche Krankenpflege, dies sie zur Schau tragen, mit ihr kokettiren, sie als Modesache behandeln, o Ihr meine lieben deutschen Landsmänninnen, auch das ist noch französischer Einfluß und wann werden wir frei von ihm?

Wie viel Thränen wohl in einem Lazareth geweint werden, ganz abgesehen von denen, die um die Todten fließen! — Der Blessirte weint überhaupt leicht, er erhält eine Auszeichnung, es wird ihm eine Freude gemacht, ein Besucher nimmt einen wahren Antheil an ihm — die Augen gehn ihm über; er wird zurückgesetzt, hat Aerger — er weint. Dann kommt das Heimweh oder die Langeweile — und an der Wimper blicken die verrätherischen Tropfen. Auch die pflegenden Damen sind oft in Thränen, rührende und freudige Begebenheiten veranlassen

dieselben, nur die Aerzte gehen stolz und kalt durch die Säle. Ob sie daheim oder in ihrem Conferenz-Zimmer auch so stoisch sind? Ich glaube, da bringen auch sie es zu Thränen, im Lazareth selbst habe ich nie einen Arzt weinen sehen. Für die Kranken war's gewiß gut und für ihre Selbstbeherrschung auch ein gutes Zeugniß, ich weiß auch recht gut, daß es schlimm aussehen würde um einen Arzt, der weinen wollte am Kranken- und Sterbette, ich constatire nur die Thatsache, daß ich wohl gebildete tapfere Offiziere einerseits und ganz rohe Wärter andererseits habe weinen sehen, aber nie einen Arzt; es müßte auch kaum zu ertragen sein.

Eine eigenthümliche Beobachtung mache ich seit einiger Zeit an mir; wenn ich durch die Straßen gehe und es begegnet mir ein Amputirter, muß ich den Kopf wenden, weil mir der Anblick das Herz so unsäglich schwer macht, draußen in den Baracken bleibe ich stehen, plaudere mit ihnen, und wenn ich sie auch bedauere, so bleibt doch mein Herz ruhig; im Lazareth ist der Amputirte eben nichts Ungewöhnliches, aber in den Straßen, wo das Leben hin- und herwogt, alles in Bewegung ist und nicht auf jedem Schritt Schwestern, Aerzte und Damen bei der Hand sind, sieht man's erst, was ein Krüppel ist.

Man mag gegen die weibliche Krankenpflege vorbringen was man will, einen Segen hat sie unter allen Umständen, der Ton unter den Soldaten ist ein ganz anderer, wo Frauen pflegen. Selbst die Rohesten hüten sich in wildes Schreien und Fluchen auszubrechen bei dem Gedanken, die Dame könne es hören, sie haben Alle ein Verständniß für das Opfer, welches gebildete Frauen bringen, wenn sie in die Lazarethe gehen.

Der festeste Anhänger der freiwilligen Krankenpflege ist der Soldat selber! Wohl verehrt er die barmherzige Schwester, die Tag und Nacht an seinem Bett sitzt, aber er weiß, es ist ihr Beruf, sie säße an jedem andern Krankenbett mit derselben Treue, derselben Aufopferung, die Dame aber, sie ist gekommen aus Liebe zum Vaterland, aus Mitleid mit dem wunden Krieger, sie hat ein Opfer für ihn gebracht. Ferner, die Schwester kann mit leisem Wort trösten, wenn er schwer leidet, die Dame aber sie kommt aus der Welt, die der Schwester längst fremd geworden, sie kann ihm erzählen, sie kann auch mit ihm lachen und Erheiterung, Unterhaltung sind auch gesund für einen Reconvalescenten.

O fürchtet nicht, sie zu verwöhnen, die da wund und krank liegen, ihr könnt ihnen nie genug der Güte erweisen, eine heilige Dankeschuld habt ihr abzutragen an sie, denn wo wäre Eure Ruhe, Eure Sicherheit ohne sie? Jeder Klagelaut, jeder Schmerzensschrei muß es Euch sagen: „Sie leiden auch für Euch!“ Seht ihn Euch an, den armen Krüppel, er ist Invalide, er muß sein Lebenlang das Gnadenbrod essen, damit Ihr nicht in die Hände der Franzosen fallen solltet. Ist es denn nun möglich, ihnen zuviel Güte zu erweisen; fürchtet Ihr noch immer sie zu verwöhnen?

---

## XXIX.

### Unter Trümmern.

Unsere Herrschaft in der hölzernen Stadt neigte sich ihrem Ende zu, die Evacuationen wurden immer zahlreicher, die Militair-Verwaltung griff immer fühlbarer in unsere bis dahin stillschweigend gewährten Vorrechte ein, das Wort „Auflösung“ ging immer deutlicher von Lippe zu Lippe und die Schatten traten deutlicher hervor als die Lichtseiten, während es bis dahin umgekehrt gewesen war. Seufzer und Klagen begannen häufiger zu werden als Lachen und Scherz, und doch wurde erst in diesen Tagen recht klar, wie lieb die Baracken Allen geworden waren. Den Kranken wurden das Herz schwer bei dem Gedanken an andere Pflege, Aerzte und Damen trennten sich schwer von ihren Pfleglingen und doch mußte es sein. Zuerst wurde die eine Baracke vollständig evacuirt, dann eine zweite, eine dritte, eines Morgens erschien eine ganze Schaar von Handwerkern, wie am ersten Tage begann das Klopfen und Zimmern, das Dach wurde abgenommen, weiter schritt die

Zerstörung vor und bald war die Baracke, in der uns der „Graue“ einst Neuter vorgelesen, in der ich so oft mit der berühmten Künstlerin und dem ewig gleich ruhigen Doctor aus dem Lande Stargard gefrühstückt hatte, verschwunden. Wie lustig waren wir auf diesem Fleckchen Erde gewesen, da hatte ich einst in der kleinen Küche mit der pflegenden Dame rheinische Bratwurst gebraten und dann einen Theil derselben unter strömendem Regen der „Tante“ nach der Offiziersbaracke hingetragen; in dem kleinen Depot hatte ich mit der Frau Sanitätin lange Gespräche über Antigone und Iphigenie gehalten; sie hatte im gewöhnlichen Leben einen andern Titel, aber diesen hatte ihr eine dankerfüllte Landwehrfrau auf der Adresse eines Briefes gegeben und wir denselben beibehalten; das nun verschwundene Depot hätte mancherlei Geschichten komischer und tragischer Art erzählen können, nun wars vorbei, hier wurde nicht mehr gelacht und geweint, nicht mehr gebangt und gesorgt, es war zu Ende.

Und wie mit dieser, so ging es mit all' den anderen auch, es sah abscheulich aus in den letzten Tagen oben auf dem Schauplatze unserer Thätigkeit, hier war eine Baracke niedergerissen, dort standen nur noch einzelne Pfähle, da war eine ganz verschwunden, hier wurde evacuirt, dort Meubles auf einen Wagen geladen, kurz Alles war in

vollständiger Auflösung begriffen. Man sprach nur noch von der Trennung, Schwester Zitta drückte mit Thränen in den Augen die Hände der Damen, sie, die fast immer die Heiterste war, jetzt war sie die Traurigste und setzte sich zuletzt mit ihrer Näherin in die Montirungskammer, wo sie allerdings ganz ungestört weinen konnte. Ich saß inzwischen bei einer Dame, die ich ihrer außerordentlichen Treue und Ausdauer wegen ganz besonders hoch hielt, so eine von jenen festen klaren Frauen-Naturen, die sich Zoll um Zoll die Neigung Anderer gewinnen, die man immer lieber gewinnt, je länger man sie kennt, wir tranken Chokolade miteinander und warfen trübe Blicke in die Baracke, in der Niemand mehr lag, einen einzigen blutjungen Lieutenant ausgenommen, der eben auch beschäftigt war, seine Siebensachen zusammen zu packen und nach dem Hülfsverein hinüber getragen zu werden. An seinem Bett stand der Arzt, der ihn bis dahin behandelt hatte, und Beiden wurde die Trennung recht schwer, dem Kranken wohl besonders, denn mir ist selten ein Arzt vorgekommen, der es so verstanden hätte das Vertrauen und die Zuneigung seiner Kranken in so hohem Grade zu erwecken, wie der große, breitschulterige Pommer mit dem grauen Haar und dem jungen Gesicht. Wir, d. h. die Dame und ich, wurden bei unserer Chokolade durch den „Grauen“ unterbrochen

dem in diesen letzten Tagen der Humor ausging, heut ließ er seinen Aerger an der unschuldigen Chokolade aus, behauptete selbst viel besser kochen zu können und als wir ihn beim Wort hielten, gewann die alte gute Laune die Oberhand; blitzschnell war er in der Küche und servirte uns eine halbe Stunde später Chokolade, die in der That besser war als die unserige, obgleich wir es natürlich nicht zugeben. Dann setzten wir unsere Hüte auf, um den letzten dieser Baracke hinüber nach dem Hülfsverein zu geleiten; er hatte früher in einer andern Baracke gelegen, auf deren Trümmern wir im Vorbeigehen einen einsamen Blechlöffel fanden. Eine der Damen hob ihn auf und drückte ihn dem Lieutenant in die Hand zum ewigen Andenken an „unsere“ Baracken.“ Mehrmals mußten die Träger das Bett niedersetzen um auszuruhen, Gras und Klee sproßten schon auf der weiten Fläche, die wir so lange im Schnee gesehen hatten, was lag Alles hinter uns! Wir lachten wohl miteinander, aber eigentlich war uns recht weh ums Herz. Jeden Krieger, und wenn er sich noch so sehr auf die Heimkehr freute, beschleicht ein wehmüthiges Gefühl, wenn die Campagne zu Ende ist und er die Montur an den Capitain d'Armes zurückliefert.

Als wir von unserer Expedition zurückkamen war's Mittag, aber im Damenzimmer war schon kein Tisch mehr

gedeckt, wir aßen im Conferenzzimmer noch einmal zusammen, zum letzten Mal. Zum letzten Mal hörte ich die ewige Klage über kalte Suppe und langsame Bedienung, zum letzten Mal fehlte wie immer der Pspopsenzieher, zum letzten Mal war ein Couvert zu wenig aufgelegt und zum letzten Mal füllte der Ostpreuße mein Glas. Die Heiterkeit war an jenem letzten Mittag lauter als sonst, aber wir waren sonst vergnügter gewesen, auch war die Reise schon unvollständig geworden und schmerzlich vermißte ich draußen bereits manches mir liebe Gesicht.

Gegen drei Uhr verkündete ein Signal, daß die Königin ankam, auch sie kam zum letzten Mal! Die Glocke rief zur Kirche, die mit Kränzen und Blumen geschmückt war, und keine Dame versäumte dem Rufe Folge zu leisten. Es war ja auch das zum letzten Mal. Die Königin wohnte dem Gottesdienste bei, und unser lieber Pastor hatte keinen andern Text gefunden, als den, mit dem er einst die Gottesdienste eingeleitet hatte: „In Deinem Namen werfen wir Panier auf!“ klang es wieder an unser Ohr wie vor Monaten.

Dann ließ uns unsere Königin rufen, noch einmal sprach sie zu uns Worte des Dankes und Worte der Mahnung, noch einmal reichte sie uns einzeln die königliche Hand, heiße Thränen flossen, denn jetzt war die

Trennungsstunde da, — wir waren entlassen, unsere Thätigkeit zu Ende, die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz war zu Deck geholt für uns.

Auch wir reichten uns draußen die Hände, vergessen waren die kleinen Zwistigkeiten, ohne die es doch nicht abgeht, nur das bittere Gefühl des Scheidens blieb, besonders da wir nicht einmal wünschen konnten, uns in gleicher Thätigkeit wiederzusehen, denn Gott wolle uns in Gnaden den Frieden erhalten.

Einmal aber wollten wir doch noch Alle zusammenkommen auf der Stätte unseres Wirkens und unsere Excellenz lud sämtliche Damen und Aerzte zu einem großen Feste ein.

Am Sonntag Jubilate war's, als ich mit meiner treuen Gönnerin und Beschützerin, der Frau „Sanitätin“ denselben Weg hinauffuhr, den wir so manches Mal zusammen gemacht hatten, wir sprachen von all' dem Freud und Leid, das wir da oben erlebt und riefen uns tausend Erinnerungen zurück. Oben kam uns unsere Küchendame entgegen und ein Herr im Frack und Cylinderhut begrüßte uns in freundschaftlichster Weise; erst nach mehreren Sekunden erkannte ich unsern ehemaligen Ordinirenden du jour, der mir im Frack gerade so fremd vorkam, wie der „Graue“ ohne den unvermeidlichen grauen Anzug. Mit

der Baracke, in welcher der Kaffee gehalten werden sollte, waren gewaltige Veränderungen vorgegangen, schon daß sämtliche Fenster geschlossen waren, mußten auffallen, wenn die blühenden Topfgewächse, die auf allen Simsen standen, die Aufmerksamkeit nicht noch mehr auf sich gezogen hätten. Laubgewinde schmückten die Decke und hingen in grünen Bogen von einer Wand zur andern. Im Hintergrunde leuchteten aus dunklem Grün von Lorbeer umschlungen die Heldenstirnen des Kaisers und seiner beiden Feldmarschälle Kronprinz und Prinz Friedrich Carl, da blickte auch das Antlitz unserer Königin aus Blumen zu uns herab und drunter schien ein Bild der Rose von Sedan uns zu mahnen an Alles, was wir oben erlebt.

In der Mitte des Saales stand die weißgedeckte Tafel mit dem Baumkuchen, eine heitere geputzte Gesellschaft saß daran, Diener reichten Kaffee und Thee, unsere Köchendame beherrschte das Ganze mit scharfem Blick, draußen klang Militär-Musik, es war Alles so anders wie sonst, kein Klage laut, kein Schmerzensschrei mehr — es war ja kein einziger Kranker mehr da, nur Lust und Fröhlichkeit. Ab und zu wanderten wir hinüber nach dem Hülfsverein, um diejenigen unserer Kranken zu besuchen, die dort lagen, dann wurde hier der Abschied abgenommen, dort Besuche oder Briefwechsel verabredet, dann klangen die

Gläser aneinander, für unsere Königin und für unsere vorstehenden Damen, Toaste wurden ausgebracht, gelacht und geplaudert und dazwischen geweint.

Gegen sieben erschien der Omnibus zum letzten Mal, es war ja Alles vorbei und nur die Vorstands-Damen wollten noch einmal hinauf, um die letzten Meubles, Vorräthe u. dergl. einzupacken. Auf der Fahrt grüßten wir jeden Baum am Wege und sandten einen letzten Blick zu dem Hause hinauf, darinnen die Eltern eines unserer Kranken wohnten, der dort nach langem Leiden starb. Wie oft war die arme Mutter hier ausgestiegen und in das Haus hinein geschwankt, begleitet von unserer Theilnahme. Wir grüßten die Kaserne, deren Bewohner auch noch nicht zurück waren, dann hielt der Omnibus, noch ein Händedruck von allen Seiten, ich stieg aus, der Graue winkte noch mit seinem Tuch — Ade!

Nun war's wirklich vorbei, und ein großer Schmerz ging durch meine Seele, er hat sich seitdem gemildert, es war ja nicht von Allen ein Abschied für's Leben, und wir hatten ja gewußt, daß wir nicht unser lebenslang in den Baracken bleiben konnten, ja dies nicht einmal gewünscht, der Trennungsschmerz ist zu einer leuchtenden, freundlichen Erinnerung geworden, eine Erinnerung an die Zeit, wo wir zusammen dienten unter dem rothen Kreuz.

### XXX.

#### Schluß.

Im Allgemeinen giebt es für den Schriftsteller kein behaglicheres Gefühl, als wenn er endlich beim Schluß-Capitel seines Buches angelangt ist, selbst wenn er das Buch voll Freuden geschrieben hat. Es ist wie mit einer angenehmen Reise, man freut sich endlich am Ziel zu sein. Auch mir ist es mit anderen Büchern so gegangen, bei dem vorliegenden fällt dies Gefühl weg. Ich könnte noch bogenlang fort erzählen, so manche kleine Geschichte kommt mir in den Sinn, und ich breche nur ab, um den Leser nicht zu ermüden; von ihm kann ich das bis in's Kleinste gehende Interesse nicht verlangen. Und noch aus einem andern Grunde wird mir's schwer, dies Buch zu schließen; so lange ich an diesen Blättern schrieb, war ich noch immer nicht ganz von den Baracken geschieden, ich war ja genöthigt mich geistig mit ihnen zu beschäftigen, mein Leben dort gewissermaßen noch einmal am Schreibtisch durchzuleben. Mit dem Schluß dieses Buches schließt auch mein Baracken-Leben.

Und ein frisches, fröhliches Leben war es, noch umgeben mich die Erinnerungen daran, über meinem Schreibtisch hängt das Bild der einen Baracke, liebe bekannte Gesichter blicken nieder zu mir, da steht ein Körbchen aus rosa Papier, das hat Einer unserer Tapferen ausgeschnitten und es hat am Weihnachtsbaum geprangt; da liegt auch das gelbe Taschentuch mit den Bildern sämmtlicher Kaiser, das mir der „Graue“ einmal aus der Stadt mitbrachte und dann an die innere Seite der Thür meines Depots heftete. Die Bilder sind schauderhaft, und doch weckten sie in stillen Stunden manchen Gedanken in meiner Seele, welche Geschichte von Karl dem Großen bis auf Wilhelm von Preußen! Zu meinen Füßen liegt eine Decke, ein Stück graue Sackleinwand, darauf ist ein rothes Kreuz gemalt und der Kaiserlich-Russische Doppeladler; sie diente einst als Enveloppe für eine Kiste mit Verbandzeug, die fern aus Rußland gekommen war, und ich nahm sie mit als Andenken an mein Wäsche-Depot. An meinem Finger glänzt mit blauem Stein ein goldener Reif, den gab mir die Gräfin-Mutter am Weihnachtstage als Andenken an alle die Damen, mit denen ich gearbeitet, vor mir liegt das Album mit den Bildern derer, die mir näher getreten während unseres gemeinschaftlichen Wirkens. Baracken-Erinnerungen überall, nur die Baracken sind nicht mehr.

Liebe, kleine hölzerne Stadt, wir werden dich nie vergessen, wir können es nicht, denn was haben wir in deinen Mauern, die freilich nur in einem Zaun bestanden, Alles erlebt! Sieg auf Sieg, Sedan, Straßburg, Metz, Paris, Orleans, Belfort, Le Mans, Waffenstillstand und Frieden! Die Auferstehung des deutschen Reiches und die Heimkehr des Kaisers, Alles, was mit unvergänglichen Buchstaben die Geschichte aufzeichnet, wir haben's in den Baracken gefeiert. Als wir sie betraten, stand die Natur noch in Sommerpracht, als wir sie verließen, ging sie derselben schon wieder entgegen. Des Lebens breite Woge wälzt sich zwischen die, welche dort zusammen kamen, entweder gebend oder nehmend, sie Alle hatten ein Panier, über die Einen breitete es sich schützend und segnend, die Andern dienten darunter, dies Panier war das rothe Kreuz, gleichsam das Wappen unserer Stadt. Noch einmal tauchen sie auf vor meinem Blick die kleinen sauberen Häuser mit ihren Fähnlein, mit allem Segen und allem Weh, das sie bergen, ich grüße sie noch einmal, die so lieb gewordene Stätte und rufe ihr dann das letzte Lebewohl zu.

Die Baracken sind geschlossen, die Arbeit ist noch nicht zu Ende, noch immer gilt's die Hände zu rühren, das rothe Kreuz braucht seine Dienerinnen noch immer und wird sie noch lange brauchen, wie es aber auch der

schwersten Arbeitszeit nicht an Lichtblicken fehlt, das glaube ich dem Leser in den vorliegenden Blättern gezeigt zu haben, zweierlei gehört nothwendig zur Arbeit für das Vaterland: „Ein Herz für unser Heer und ein frischer Muth.“ Das Uebrige findet sich schon, und der Segen kommt auch hier von oben. Darum fürchtet Euch nicht, Ihr Frauen und Mädchen Deutschlands, vor dem Wirken in den Lazarethen, ich weiß es aus Erfahrung und jede meiner Gefährtinnen wird es mir bestätigen, daß keine Arbeit so leicht, so segensreich ist, wie die unter dem rothen Kreuz.

Die Fahnen sind eingezogen, die Baracken verschwunden, aber ihr Andenken bleibt, das weiß ich gewiß, bei Gesunden und Kranken in Segen!



Druck von Friedr. Aug. Vieweg in Leipzig-Neuditz.











